

Johann Adam Pupikofer : Beiträge zu seiner Lebensbeschreibung [Fortsetzung]

Autor(en): **Meyer, Johannes**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Thurgauische Beiträge zur vaterländischen Geschichte**

Band (Jahr): **37 (1897)**

Heft 37

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-585629>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Johann Adam Pupikofer.

Beiträge zu seiner Lebensbeschreibung
von Dr. Johannes Meyer.

(Fortsetzung.)*

Der Kandidat der Theologie.

Nach meiner Ordination begab ich mich, krank an Leib und Seele, in der zweiten Maiwoche des Jahres 1817 von Zürich weg wieder nach meiner Heimat Untertuttwil bei Wengi. Eigentlich hätte ich das Examen im Thurgau machen und die Ordination von der thurgauischen evangelischen Kirchenbehörde empfangen sollen. Allein dieses thurgauische Examen war so niedrig gehalten, daß ich mich fast schämte, es zu bestehen, und darum vorzog, in Zürich examiniert zu werden. Ich bildete mir etwas darauf ein, daß ich mein Theologicum in der Linmat-Stadt bestanden hatte, während meine ehemaligen Studiengenossen, welche vom Carolinum weg eine deutsche Hochschule besuchten, das ihrige im Thurgau machten.

Als Reconvaleszent hielt ich mich ziemlich lange an die Vorschriften, die mir mein Arzt in Zürich, der Chorherr Schinz, auf den Heimweg gegeben hatte; doch wollte die Molkentur, abwechselnd mit isländischem Moose, nicht verfangen. Ich litt viel an Verstopfungen und konnte stärkere Anfälle nur durch viel Bewegung abwehren. Meine Brust blieb immer der schwächere Theil, auf den sich jede Feuchtigkeit warf, so daß ich mich neuerdings aufs Siechbette legen mußte. Noch war ich nicht sicher, daß nicht

*) Vgl. Thurgauische Beiträge f. vaterländ. Geschichte Heft 35 (1895), S. 69—154. — Heft 36 (1896) S. 50—105.

ein auszehrendes Fieber mein Leben zuletzt doch weggraffe. Darum bestand meine Beschäftigung in Reflexionen über das Schicksal des Menschen. Nichts hielt mich an der Erde fest als mein sieches Leben. Damit es mich einst weniger schmerze, that ich auf alle Bande der Liebe für die Zukunft Verzicht. Schon das Scheiden von meinen Eltern hätte mich so tief geschmerzt: wie hätte es schmerzen müssen, von Weib und Kind zu scheiden!

Wir lebten damals in dem berüchtigten Hungerjahr; Theuerung herrschte überall, so weit man Kunde vernahm; auch meine Eltern waren in Noth. Meine ganze Umgebung war finsterehend wie ich selbst. Da hatte ich Gelegenheit, das Elend der theuren Zeit und das Elend der Landleute aus unmittelbarer Nähe zu betrachten. Abgesehen von der Theuerung der Lebensmittel stand der Zinsfuß auf 5 %; anders bekam der Landmann kein Geld, und von vielen harten Gläubigern wurde der Zins jetzt mit aller Strenge eingezogen. Ein Mann machte sich damals besonders aus diesem Grunde verhaßt, seines Berufs ein Advokat. Ich seufzte mit, wenn die Bauern ihrem Glende Luft machten, und schickte später einige Artikel darüber in den „Schweizerboten“ des Hrn. Schokke in Aarau.

Aus den Stürmen der Revolution und der Kriegsjahre hatten sich im Glaubensleben des Volkes nur noch Trümmer und Scherben erhalten; das Gottvertrauen war in jenen Tagen der Noth sehr gering. Ich erfuhr durch eigene Beobachtung, daß derselbe Zweifelszustand, der damals unter den Gelehrten herrschte, auch die Ungelehrten heimsuchte, daß die einen den Zweifel versteckt oder offen von der Kanzel herunter auf die Köpfe und in die Herzen der Zuhörer streuten, die andern aus Furcht, es könnte vielleicht doch einen waltenden und strafenden Gott geben, die Zweifel zweifelnd in sich fraßen. Auch an Lästerungen fehlte es nicht. „Ich weiß Gott nichts zu leide zu thun für die graujame Noth, sagte ein Mann, als daß ich und meine Kinder nicht mehr beten werden.“ Ein anderer äußerte sich: „Man

tröstet uns immer damit, der alte Gott lebe noch; allein er hat ja vor einem Jahr und seither gelebt und bei allem Warten und Harren doch nicht geholfen.“

Jetzt konnte ich beobachten, wie Zeiten leiblicher Noth zugleich Zeiten der Prüfungen des Gottvertrauens werden können, und wie wenige Menschen diese Prüfungen zu bestehen pflegen. Nirgends beinahe traf ich, auch bei frömmern Leuten, ein ganz festes Gottvertrauen an, sondern überall Zweifelsucht. Es war, wie wenn ein drückender Nebel auf dem ganzen Christenvolke lagerte. Mich selbst überfiel fast Verzweiflung; ich kniete vor meinem Bette nieder und betete:

Du, den ich nicht nennen kann, Unsichtbarer, Wesen der Wesen, bist du und nimmst du dich der Menschen an und erhörst ihre Bitten, o, so verzeihe meinen Zweifel und meinen Unmuth! Ach, ich bin nicht schuld daran! Aber gib mir doch auch eins von beiden, entweder Tod oder Leben! Erlöse mich aus der Qual dieser Siechheit!

Und dabei vergoß ich Thränen, die mich etwas erleichterten, daß mir das Herz nicht ganz brach. Die Noth der Zeit, meine eigene Noth, meine Düsterei und die Niederträchtigkeiten, die ich an den Bewohnern meines armen Dörfchens wahrnehmen mußte, machten mich zu einer Art von Menschenfeind. Nicht daß ich die Menschen haßte; aber ich war grämlich gegen sie und gegen alles, und gewissermaßen mangelte mir theilnehmende Empfindung. Nur als ich einmal einen vollen Roggenacker mit seiner köstlichen, hoffnungsvollen Frucht betrachtete, ging mir das Herz wunderbar auf.

Als sich nun meine Krankheit nicht zum Bessern wenden wollte, ließ man mit meiner Zustimmung den Dr. Keller aus Frauenfeld rufen. Als er mich und meinen Umstand geprüft hatte, sagte er: „Es steht schlecht mit Ihnen. Der Arzt in Zürich hat Sie als Phthisiker behandelt; Sie haben aber ein Abdominalleiden; Sie leiden an Verstopfung. Ich werde sehen, daß ich Sie wieder auf die Beine bringe. Es gibt einen lang-

famen, sichern und einen geschwinden, aber gefährlichen Weg. Welchen wünschen Sie einzuschlagen?" „Den kürzern“, gab ich zur Antwort. Also verschrieb er mir ein Laxativ, von dem ich täglich einnehmen mußte. Die Wirkung war wunderbar; es wurde mir Tag für Tag leichter.

Drei Wochen nachher nahm ich den Weg unter die Füße und wanderte nach Frauenfeld zu meinem Arzte. „Wie zum Henker kommen Sie nach Frauenfeld?“ rief er mir fast erschrocken entgegen, als ich zu ihm in die Apotheke trat. „Zu Fuß, Herr Doktor, zu Fuß!“ „Nun, Gott sei Dank, dann sind Sie gerettet!“

Aber es bildete sich am Mittelfinger der linken Hand eine Geschwulst aus, die sich bald in ein Geschwür verwandelte. Es mag im Juni gewesen sein, als der Arzt mir dieses Geschwür auf dem äußersten Gelenke des Fingers aufschnitt. Lange wollte die Wunde nicht heilen, bis sich eine Höhlung zeigte, die unter das mittlere Gelenke fortgieng. Als diese bloß gelegt ward, zeigte sich der Beinfraß (caries) ganz deutlich. Den Vorschlag, mich schnell durch Ätzmittel zu kurieren, nahm ich an, ungeachtet der angekündigten Schmerzen. Ich litt auch in den ersten Tagen die Ätzungen mit einer Art von Indolenz; denn mit dem Schmerz, welcher von einer Brandkruste von dem Umfange eines starken Federkiels und der Länge von etwa einem halben Zoll herrührte, saß ich, ohne zu klagen, den ganzen Tag in einer Ecke. So hielt ich es mehrere Wochen lang aus. Der Krankheitsstoff schien sich immer mehr durch diese Wunde abzusondern; die Brust wurde freier, der Geist lebhafter; die Verdauung gieng besser von statten; allein auch die Reizbarkeit verstärkte sich, so daß mir das Ätzen immer unerträglicher wurde und ich oft nach dem frischen Verband wie rasend in der Stube herumliefe, wieder ins Freie hinaus gieng und zurückkehrte, ohne Ruhe zu finden.

In ruhigeren Stunden, wenn die Schmerzen nachließen, suchte ich meinen Geist zu beschäftigen. Ich repetierte meine

früheren Studien, um sie nicht zu vergessen. Dann kam mir das Nibelungenlied in der Ausgabe von August Zeune (Berlin 1815) in die Hände. Ich las und las mit immer steigendem Interesse, und im Eifer brachte ich es in einer Woche fertig. Der Inhalt ergriff mich mit einer Ueberwältigung, die so hinreißend war, daß ich alsbald eine zweite Lesung dieses Werkes begann. Ein anderes Buch, das ich mit großem Vergnügen durchlas, war die Corinna der Frau v. Staël. Hier beobachtete ich zum ersten Male, wie man gut erzählen müsse, indem man nicht alles an einander hängen, sondern in kleine Abschnitte zerlegen und die einzelnen derselben etwa mit einer Pointe schließen solle. Das Buch reizte mich so, daß ich es nacheinander dreimal las und großen Gewinn für die Bildung meiner Schreibart davontrug.

Aber ich konnte nicht länger bei meinem Vater unthätig verweilen, sondern wollte auf Broterwerb denken. Der Predigerberuf behagte mir immer noch nicht recht; lieber wäre ich Lehrer und Erzieher geworden. Sobald meine Kräfte etwas hergestellt waren, gegen Ende Junis, richtete ich ein Schreiben an den Administrationsrat mit dem Wunsche, für einmal, weil meine geschwächte Gesundheit keine Kanzelgeschäfte erlaube, eine Lehranstalt für junge Leute aus dem Kanton einzurichten, oder dann eine Hauslehrerstelle im Waadtlande zu suchen, nebst angehängter Bitte, mir die Hälfte des von der Regierung zum Besuche einer Universität bewilligten Geschenkes von 20 Louisd'or (s. Heft 36, S. 96 fg.) als Darlehen abzugeben, weil ich in meinen jetzigen Umständen Geldes sehr bedürftig sei. Der Kirchenrat stellte mir in seinem Beschlusse vom 27. Juni das erstere frei, gab mir aber den Rath, lieber vorerst eine Hauslehrerstelle zu suchen, als ein Institut zu errichten, dessen Dauer, auch wenn es zu stande käme, immer unsicher wäre und für meine Gesundheit noch angreifender sein müßte als mäßige Prediger-Geschäfte. Zugleich sprach man mir 10 Louisd'or zu als die Hälfte des für den Besuch einer Universität versprochenen Geschenkes.

Von Zöglingen zeigte sich in dieser theuren Zeit natürlich keine Spur. Es war auch ein toller Einfall von mir gewesen. Wie hätte ich in Tuttwyl Zöglinge unterbringen sollen? Die Behörde hatte mir den richtigen Bescheid gegeben.

Mit dem erhaltenen Gelde bezahlte ich noch einige Schuldenreste, und dann reiste ich nach Baden im Aargau, um wegen meines kranken Fingers, wie mir der Arzt anempfohlen hatte, die Bäder daselbst zu benutzen. Von da aus besuchte ich meinen ehemaligen Lehrer und Freund, Hrn. Prof. Gutmann in Aarau.

Gutmann war nur provisorisch an der aargauischen Kantonschule⁸¹⁾ angestellt; nach einem Stundenplan vom Januar 1816 und einem vom 30. April 1817 hatte er die zweite und dritte Lateinklasse, die zweite Griechischklasse und die zweite und dritte Deutschklasse zu unterrichten (zusammen wenigstens 23 Stunden wöchentlich). Als am Ende des Jahres zuvor Rektor Ewers einem Rufe in sein Vaterland Folge zu leisten sich entschlossen, wurde im Jan. 1817 Friedrich Kortum, bisher Lehrer zu Hofwyl, zum Professor der alten Sprachen in Aarau gewählt und wurden mit andern Lehrern Unterhandlungen angeknüpft zur Besetzung weiterer Lehrstellen. Zugleich wurde am 14. Januar 1817 beschlossen, es sei Hrn. Gutmann schriftlich anzuzeigen, daß die Direktion ihm keine Gewißheit geben könne, ob er unter die zufolge des neuen Schulplans von der Regierung zu ernennenden Lehrer werde aufgenommen und bestätigt werden. In einem Briefe an Pupikofers bezeichnet G. drei Mitglieder der Direktionskommission, Reg.-Rath Kengger, dann Hürner und Professor Feer, als die Urheber einer Kabale gegen ihn. An die zweite Professur der alten Sprachen wurde Franz Dorotheus Gerlach am Gymnasium gewählt, und im März 1817 Reg.-Rath Kengger beauftragt, Hrn. Gutmann die ihm bereits schriftlich gemachte Anzeige noch mündlich zu wiederholen, mit der Erklärung, daß er auch im Falle seines früheren Abgangs von der Schule auf die Auszahlung seines vollen halbjährigen Gehaltes bis zum 1. November rechnen dürfe. Am 3. Juni 1817 wurde Hrn. Gutmann auf sein ausdrückliches Begehren vom 26. Mai von der Direktionskommission die schriftliche Entlassung bewilligt, in der seinem moralischen Charakter und dem gewissenhaften Eifer in Er-

⁸¹⁾ Die Notizen über Gutmanns Anstellung und Entlassung verdanke ich Hrn. Prof. J. M. Kennhart in Aarau. Vergl. Heft 36, Seite 74.

füllung seiner Lehrerpflichten ein ehrenvolles Zeugnis erteilt wurde Gutmann gab dann seine Stunden noch bis zu Ende des Sommersemesters; am 6. Oktober reiste er von Narau ab nach Winterthur, von wo er am 12. Oktober nach Greifensee als Pfarrer übersiedelte. Am Sonntag den 2. November wurde er daselbst installiert und hielt auch seine erste Predigt. Später scheint er sich viel mit Meteorologie, Mathematik und Astronomie befaßt zu haben.

Der vierzehntägige Aufenthalt in Narau, die Freundschaft Herrn Gutmanns und Herrn Bertschingers in Kollikon (s. Heft 36, S. 60), mit dem ich bei dieser Gelegenheit Muenstein, Brugg, Königsfelden, Schinznach und a. Orte besuchte, trugen außerordentlich viel zu meiner vollen Stärkung bei. Herr Gutmann machte mich mit Heinrich Zschokke und Prof. Kortum bekannt und empfahl mich durch letztern dem Herrn von Fellenberg in Hofwyl. Mit neuem Leben kehrte ich über Baden und Zürich nach Hause zurück.

Einige Monate später erhielt ich von Hrn. Fellenberg durch Hrn. Gutmann in Narau eine Einladung zu einer Hofmeisterstelle bei dem Grafen Latour du Pin. Hr. Prof. Kortum, der scheintz Gefallen an mir gefunden, hatte dieses Angebot zu stande gebracht. Zur Bedingung wurde mir der Eintritt binnen Monatsfrist gemacht und ein möglichster Grad der Fertigkeit im französischen Ausdruck. Ich schrieb nun selbst an Hrn. Fellenberg als ein Jüngling, der Ausbildung und Vervollkommnung suche, aber sich selbst noch nicht zu rathen wisse.

— — „Ich nehme mir die Freiheit, mich sowohl über gedachte Stelle selbst zu erklären, als auch über die Beweggründe, daß ich mich vorzüglich an Ihre Protektion gewendet habe. Der Geist Ihres Wirkens läßt mich versichert, daß Sie mir eine freimüthige Aeußerung nicht verübeln werden.“

„Als mit dem Jünglingsalter der Hang zum Idealischen, durch Studien gefördert, in mir aufgeregert war, erschien in seltsamem Kontrast mit demselben der jetzige Zustand aller Bildungsanstalten in unserm Kanton. Ich mußte meinem Vaterlande

auf keine bessere Art meine Dankbarkeit für die Begünstigungen in meinen Studien zu bezeugen, als wenn ich mich selbst an diesen leeren Platz stellte. Eine Lehrstelle in Ihrem Institut hätte mir alle Gelegenheit verschafft, mich mit allen zu nachdrücklichem Wirken notwendigen Erfordernissen, mit Kenntnissen, Erfahrungen, Autorität auszurüsten; allein eine stark gefährdete Gesundheit hinderte mich an nachdrücklicher Verwendung dafür, und endlich hörte ich, daß Sie keine Lehrstelle mehr offen hätten.“

„Von diesem Gesichtspunkte aus überlasse ich nun die Beurtheilung, ob die Informator-Stelle bei Hrn. Latour du Pin mir angemessen sei, ganz Ihrem Gutbefinden. Die Bedingung eines möglichen Grades der Fertigkeit im französischen Ausdruck würde sich hoffentlich geben, wenn anders die Zöglinge nicht zu jung sind. Die übrigen Bedingungen werden, wie ich nicht zweifle, für mich annehmbar sein; ich werde mich deswegen auch, ohne noch die definitive Bestimmung derselben zu kennen, anerbieten, mit Anfang Novembers oder, wenn es nicht anders sein kann, mit dem Oktober einzutreten.“

Da ich auf diesen Brief von Hrn. Fellenberg keine Antwort erhielt, schrieb ich am 12. November nochmals an ihn.

„Hochgeachteter, Hochgeehrtester Herr! Bereits vor einigen Monaten hatte ich die Freiheit genommen, Ihre Bereitwilligkeit zur Beförderung unserer Kultur auch von meiner Seite in Anspruch zu nehmen und zwar zunächst in Beziehung auf eine Hofmeisterstelle beim Grafen Latour du Pin, deren Avis mir Ihre Güte durch Hrn. Prof. Kortum hatte zukommen lassen. Da ich aber ganz unbekannt war mit den Verhältnissen, in welche ich durch die Uebernahme derselben getreten wäre, so wagte ich es, Ihrer Entscheidung anheim zu stellen, worüber ich in Ermangelung einer Kenntniß mich nicht bestimmt erklären konnte. Allerdings mochte die anscheinende Sonderbarkeit dieser Zumuthung eine Ursache mitgewesen sein, daß ich bisher keine Antwort erhielt. Erlauben Sie daher, daß ich mich deswegen entschuldige, indem ich mich verständlicher mache!“

„Als ich verwichenes Frühjahr unter die reformierte Geistlichkeit aufgenommen wurde, hatte ich gerade mein zwanzigstes Jahr vollendet. Voll von den Idealen einer vollendeten Bildung, gewahr meiner Unkunde auf dem Felde meines künftigen Wirkens, fremd dem Menschenherzen und den mannigfaltigen Aeußerungen des innern Lebens, wünschte ich mir sehnlichst Gelegenheit, diese Lücke in meinem Geiste auszufüllen. Mangel an ökonomischen Hülfquellen versagte mir den Besuch höherer Bildungsanstalten und jeder andern für wünschbar erkannten Unternehmung dieser Art, gebot mir vielmehr mit zwingender Nothwendigkeit, meinem physischen Unterhalt durch die Verrichtung der Geschäfte meines nunmehrigen Standes zu erwerben. Allein die Schüchternheit meines unvollkommenen Bewußtseins, die durch Gründe unterstützte Vorneigung für den Jugendunterricht, eine noch immer anstoßende Skepsis und manches andere, wie es sich in den eigenwilligen Wünschen vereint, hielten mich, so lange meine Wahl frei blieb, von der Kanzel zurück. Da ich in meinem zwölften Jahre, noch mit meinem Vater den Pflug führend, aus meiner Jugenderziehung, die doch gewiß noch eine der besten war, die Unvollkommenheit des Unterrichts, der dem untern Stand zu theil wird, kennen gelernt und gefunden hatte, daß bei weiterm Mangel jeder Art von höherer Bildungsanstalt das Bedürfnis unseres Kantons am meisten von dieser Seite dränge; da ferner die Einseitigkeit der Verstandesbildung, mit Vernachlässigung der übrigen Menschlichkeit, auf mich selbst sehr nachtheilig gewirkt hatte und ich gerade dadurch noch mehr von der Nothwendigkeit der Totalbildung überzeugt wurde: wo konnte ich für meine Bedürfnisse, Wünsche, Absichten, für die aus dem gewöhnlichen Geleise tretende Wahl meines künftigen Wirkungskreises besser Rath finden als bei Ihnen, dessen menschenfreundliche Bemühungen so allgemeines Zutrauen erworben haben und jeden Zweifel ver scheuchen, welcher das Gemüth eines freilich oft exzentrischen, dabei aber gut gesinnten Jünglings verschließen möchte?“

„Was meine Studien anbelangt, so suchte ich zwar mit Gewissenhaftigkeit alle Fächer, die mir zur Pflicht gemacht wurden, kennen zu lernen; zur griechischen und lateinischen Philologie wurde ich vorzüglich stark angehalten; auch blieb ich nicht unbekannt mit der Physik; aber für die philosophischen Wissenschaften gewann ich ein ganz besonderes Interesse. Das Streben nach Wahrheit trieb mich, alle Tiefen derselben zu durchwühlen. In der Moral glaubte ich zu bemerken, daß Angewöhnung und gelegentliche Aufweckung des idealen Sinnes mehr wirken als künstlich geformte Grundsätze und Autoritäten. Mit der französischen Sprache habe ich mich so weit bekannt gemacht, daß ich die Werke des Rousseau, Corneille, Montaigne mit seltenem Aufstoße lese, wiewohl ich freilich überzeugt bin, daß ein solch todtes Studium nie wirkliche Sprachfertigkeit hervorbringen wird.“

„Nicht ohne Selbstüberwindung habe ich hiemit mich selbst geschildert nach meinen eigenen Ansichten; ich hoffe, Sie werden mir die Uebertretung des Gesetzes der Bescheidenheit, das jene Erwähnung seiner selbst zu unserer Zeit verbieten möchte, um so eher verzeihen, da mich Nothwendigkeit dazu zwang.“

„Wollen Sie mir Ihre Unterstützung nicht versagen, so nehme ich von Ihrer Hand jede Stelle an, die mir Gelegenheit gibt, mein Bedürfnis zu befriedigen, in der Ueberzeugung, daß oft gerade das, was dem zeitigen Wunsche nicht ganz entspricht, den Menschen von einer Seite ergreift, die, bei bisheriger Nichtbeachtung, der Korrektur am meisten bedürftig war. Uebrigens genehmigen Sie die Bitte, mir mein Ord. Test., das Ihnen durch meinen Freund, Hrn. Denzler in Gottstadt soll eingehändigt worden sein, gütigst wieder zukommen zu lassen, indem das Consistorium dasselbe anzusehen wünscht. Würden Sie Testimonia von andern meiner Lehrer für nöthig finden, so wird sich Hr. Inspektor Horner in Zürich dafür erbötig zeigen. Mit der zu-
trauensvollen Hoffnung, daß Ihnen meine Offenheit nicht un-

angenehm gewesen und meine Wünsche nicht verwerflich erschienen seien, nenne ich mich Ihnen höchst ergebenen

A. Puppikof er, V. D. M.

Natürlich sah Hr. v. Fellenberg bald, daß die Hauslehrer-
stelle bei dem Grafen nicht für mich passe. Herr Reg.=Rath
Rheinhard hatte sich ebenfalls im Waadtland für mich verwandt,
doch etwas langsam, weil man mir wegen meiner Gesundheit
nicht recht traute.

In diesem Treiben und Drängen nach einem Ausweg aus
meinen bisherigen Verhältnissen machte mich auch Herr Antistes
Sulzberger auf eine Predigerstelle an der Fabrik Piedemonte
bei Neapel aufmerksam. Der Besitzer hatte ihm das Be-
dürfnis derselben geschildert. Zu diesem Zwecke reiste ich nun
nach Greifensee, wohin unterdessen Hr. Professor Gutmann als
Pfarrer gezogen war; von da aus wollte ich dann mit Hrn.
Egg, dem Besitzer jener Fabrik, der sich damals in Zürich auf-
hielt, unterhandeln. Etwas Bestimmtes ließ sich indessen von
seiner Seite noch nicht festsetzen, und, wie es mir schien, nicht
eigentlich aus Mißtrauen gegen mich. Er nahm zwar mein An-
erbieten ad notam; ich erhielt aber keine Einladung mehr von
ihm. Meine Mutter hingegen weinte, als ich ihr meinen Plan
entdeckte, und sagte, es wäre ihr eins, ob sie mich zu Grabe
tragen oder nach Neapel wandern sehen müßte.

Unterdessen wurde mir das Verbleiben im Elternhause immer
peinlicher; denn ich wollte nicht länger von seinem Brote mich
nähren, besonders auch darum, weil die Familie sich vergrößerte.
Am 15. November 1817 wurde meine jüngste Schwester, Elija-
beth, geboren.

Endlich nach langem Harren öffnete sich mir eine Aussicht
auf Anstellung. Am eidgenössischen Bet-, Buß- und Danktag
dieses Jahres war der Pfarrer zu Neufirch im Egnach an einem
Schlagflusse gestorben; an seine Stelle wurde dann der Pfarrer
Wirth in Güttingen gewählt und Güttingens Pfarrei somit er-

ledigt. Daher begab ich mich zum Antistes Sulzberger in Kurzdorf, und er ermunterte mich zur Meldung. Also reichte ich am 3. Dezember eine Bittschrift in diesem Sinne an die Behörde ein; die Anstellung selbst aber verzögerte sich bis zum folgenden Monat.

Der Zustand meiner linken Hand war indeß noch gar nicht erfreulich. Das fortwährende Ätzen hatte dem Knochen wenig, desto mehr dem Fleische geschadet; die Geschwulst hatte sich immer mehr verhärtet, und man hatte nach ein paar Monaten die schmerzhafteste Kur aufgeben müssen, um zu sehen, wie sich die Sache weiter entwickeln wollte. Ich hatte wohl auf Wegnahme des Fingers angetragen; aber man hatte nicht einwilligen wollen. Da nun die caries so hartnäckig anhielt, stieg meine Ungeduld endlich auf einen solchen Grad, daß ich ganz entschieden Abnahme des kranken Fingers verlangte. Aber Dr. Keller willigte nur in eine Resektion des kranken Knochens ein, wozu ich mich gern verstand. Mit einer Standhaftigkeit, die ich damals für ein Geringes hielt, nachher aber beinahe bewundern mußte, schickte ich mich zur Operation an und hielt sie aus. Der Arzt schnitt mir die beiden Knochenköpfe des mittleren Fingergelenkes weg.

Während meine Studiengenossen Bogler und Schär noch in Tübingen Theologie studierten, und Hanhart sich zum Examen vorbereitete, welches Maron bereits bestanden hatte (Heft 36, S. 97), promovierte Risch als Mediziner in Würzburg mit einer Dissertation über die placenta prævia und mit einer Disputation über das elementarische Wesen des Wassers und seine heilende Natur. Nach seiner Promotion begab sich der junge Dr. medicinæ über Stuttgart, Tübingen, Ulm, Augsburg, München und Landshut, auf der Donau hinunter nach Wien, verbrachte hier ein Vierteljahr im Besuche der Spitäler und verließ die Kaiserstadt am 28. Sept. 1817, um in Halle seine Studien zu beschließen. In einer Landkutsche gelangte er in sechs Tagen von Wien nach Prag, setzte von hier aus den Weg zu Fuß über

Töplig nach Dresden fort und kam über Berlin, Brandenburg, Lübeck, Hamburg, Braunschweig und Wolfenbüttel am 16. November in der Fridericiana an der Saale an. Er fand in Halle, was er suchte, nämlich die Gelegenheit, sich vor dem Antritt der eigenen Praxis unter einem kundigen Patronat in dieselbe einzuweihen. Kasse übertrug ihm wichtige Krankheitsfälle in der Klinik, und da er in der Behandlung glücklich war, gründete er sich bald einen kleinen Ruf unter dem Namen „Schweizerdoktor“. Im Gebärhause schickte man vorzugsweise nach ihm, wenn Niemeier nicht gleich bei der Hand war. Unter den Studiosen in Halle herrschte indeß derselbe arrogante, privilegiensüchtige Ton wie in Tübingen. Schalt man in Tübingen den Kreis der Musenöhne, welche all den burlesken Unsinn nicht mitmachten, „Nachtstuhlia“ (vgl. Heft 36, S. 88, Anmerk 77), so nannte man ihn in Halle „Sulphuria“ (Schwefelbände); es versteht sich von selbst, daß Dr. Rüssch zu den Sulphuristen gehörte. Auf's Frühjahr 1818 wollte er in sein Vaterland zurückkehren.

Aus dem Briefe P's. an Doktor Rüssch im Weimarischen Hause in der Mertenstraße zu Halle. Tuttnyl den 29. Dez. 1817. — Vielleicht vermutest du mich als Hofmeister bei einem Grafen, bei dem ich Glück und Zufriedenheit zu finden mir einmal schmeichelte? Sieh, auch dies hat mein Schicksal mir vorenthalten! Ein Finger wars, an dem es mich fesselnd festhielt: am Mittelfinger der linken Hand treibt eine caries nun schon seit einem halben Jahr ihr Unwesen und zieht dadurch einen Flor über meinen ganzen Denkungs- und Empfindungsbereich, der mir die Jugendfreude und Lebensfreude verbittert und selbst das Edle und Gute, das ich sonst in den Menschen ehrte und liebte, zum Herrbild verunstaltet. Meine Ungeduld stieg schon oft, wie ich glaubte, auf's höchste, zerarbeitete sich aber wieder an sich selbst. Vor drei Wochen drang ich bei Hrn. Dr. Keller durchaus auf eine entscheidende Unternehmung: ich wollte die Amputation; er schnitt mir aber nur die beiden Knochenknöpfe des mittleren Fingergelenkes aus und versicherte mir baldige Heilung. Allein eine Woche um die andere geht vorbei; mein Zustand verharret, und ich gewinne dabei nichts als eine bittere Unempfindlichkeit, die ich in meinen Reden und Handlungen mit Mühe verberge. Der Winter ist da; es stürmt und friert, und die

freie Natur, die mich sonst wieder erheiterte und ausjöhnte, ist mir verboten. Die Musen kehren in meiner väterlichen Wohnung nicht ein und können mich nicht erfreuen; denn sie meiden das Geräusch des geistlos betriebenen Broterwerbs und vergesellschaften sich wohl nur zum Spaß mit Rindergeschrei.

Meine Aussichten in die Zukunft? Ue hnlich der Resignation des Spielers mitten im Wurf um sein Alles oder Nichts. Ich hatte gehofft, in Italiens Gefilden ein Heilmittel zu suchen und wollte mich bewerben um eine Religionslehrerstelle in der Nähe von Neapel. Entweder Tod oder Leben! dachte ich; was soll körperliches und geistiges Siechthum? Meine Mutter weinte, und ich blieb. Nun habe ich mich um die Pfarre in Güttingen beworben; du kennst des Dorfes reizende Lage. Einstweilen übernehme ich sie nur vikariatsweise mit allen Rechten eines Pfarrers; denn es soll nur ein Versuch sein. Geht es gut, nun, so bin ich noch, was ich bin; geht es nicht nach meinen Wünschen, so habe ich mir nicht unbeträchtliche Unkosten für die Wahl erspart.

Ich stehe jetzt am Ende dieses Jahres; nur noch ein Tag und zwei Nächte trennen mich von seiner letzten Stunde. Wenn ich zurückdenke, was es für mich gewesen, dieses Jahr, das einundzwanzigste meines Lebens, das Jahr der fröhlichsten Jugendfülle — — hier machten Empfindungen des Schmerzes und der Wehmuth eine kleine Pause. Jetzt spekuliere ich wieder wie gewohnt darüber hin und finde mich in manchem Betrachte sehr verändert. Die ehemaligen Schönheiten sind Traumbilder geworden, und wo ehemals Blumenthore standen, steht jetzt eine schwarze Tafel mit der Inschrift: Nur das Vergängliche, was du während deines Wallens durch das Erdenleben im Fluge erhaschest, ist dein. Sei mit dem gegenwärtigen Augenblick zufrieden! Schenkt dir der folgende noch etwas, so bist du Dank schuldig; gehst du leer aus, so murre nicht, sonst wird dir deine Leidenslast verdoppelt. In jugendlicher Begeisterung fühlte ich wohl schon Muth genug, mich der Reihe jener Männer anzuschließen, die ihr Vaterland Wohltäter und die Menschheit ihren Ruhm nennt, und jetzt bin ich schon so weit vorgerückt, daß ich mit Salomo Eitelkeit predigen möchte. Wahrlich, es ist zu früh — ich fühle es — es ist zu früh. Aber wie mich aus dieser Befangenheit herausarbeiten? . . .

Für meine Metaphysik habe ich unterdessen nichts gewonnen als Zweifel und das Unausprechliche, das freilich wichtig genug ist und mich mit den physiologischen Beobachtungen an meinem eigenen Gemüthe in etwas entschädigt. Allein juvat aliquando sanire, und dafür

habe ich jetzt fast alle Empfänglichkeit verloren; ich habe die Mängel des Greises ohne seine Vorzüge

Wann sehe ich dich wieder mit leiblichen Augen, Freund meiner Seele? Wann mögen sich unsere Gemüther wieder gemeinschaftlich und eben deswegen desto stärker zu dem Ziele schwingen, das uns Freude, Ruhe und äußeres Glück verschaffen wird? . . . Es hat mich sehr gewundert, daß du dich den Winter über in Halle aufzuhalten beschloffen hast. Was gefiel dir dort besonders? Bist du des Reisens müde geworden, oder hoffst du daselbst mehr profitieren zu können als in Göttingen, Paris &c. &c. Oder verschiebst du den Besuch letzterer Städte bis ins Frühjahr? Schreibe mir bald von deinen Absichten und Plänen, mit der bisherigen Adresse: abzugeben bei Hrn. Präzeptor Kappeler in Frauenfeld. Dein beharrlicher Freund

U. Puppikofer, V. D. M.

Ungefähre Rechnung über meine Studien-Kosten.

1811—1814 bezahlte ich in Frauenfeld wöchentlich 2 Gulden Tischgeld; das macht nach Abzug von 4 Wochen Ferien jährlich 48 Wochen oder fl. 96	in Summa fl. 384.—
1811 Schulgeld	„ 12.—
1812 Schulgeld, dazu noch fl. 40 für Privatunterricht	„ 52.—
1813 und 1814 fl. 66 für Unterricht	„ 132.—
1815 und 1816 in Zürich bezahlte ich Tischgeld fl. 3 ¹ / ₂ Zürcher Währung oder fl. 3. 51 rheinisch, das macht mit Abzug von etwa 6 Wochen Ferien jährlich 46 Wochen, also für beide Jahre	„ 354.12
Wegen der Theuerung 30 Kreuzer Nachgabe für 12 Wochen	„ 6.36
Geschenke, Taschengeld, Bücher, Kleider für beide Jahre in Zürich	„ 100.—
Summa der Ausgaben	fl. 1040.48 Kr.

Dafür bezog ich von der Regierung:

1812—1817 jährlich 10 Louisd'or, macht 50 Louisd'or oder fl. 550.

1816 entlehnte ich von Hrn. Präzeptor Kappeler fl. 150, macht beides in Summa fl. 700.—

Meinem Vater kamen mithin zur Last an Baarauslagen fl. 1040.48 — fl. 700 = fl. 340.48 Kr.

Was ich in Frauenfeld an Büchern brauchte, verdiente ich durch Privatunterricht. Kleider, die ich 1817 machen ließ, bezahlte ich Hrn. Siggi von Göttingen aus mit fl. 60.

1818.

Der Vikar.

Um Neujahr 1818 erklärte mir der Arzt, ich dürfe es nun schon wagen, zu predigen. Darum wanderte ich wieder nach Kurzdorf zum Antistes, um mich zu erkundigen, wie es mit meinen Aussichten auf eine Anstellung im Kirchendienste sich verhalte. Er flößte mir gute Hoffnung ein, und wirklich bekam ich unterm 13. Januar eine Zuschrift vom Kleinen Rath des Kantons Thurgau, wodurch mir mitgeteilt ward, daß die definitive Besetzung der Pfarrei zu Güttingen einstweilen verschoben, mir hingegen das Vikariat derselben sowohl mit allen Geschäften und Berrichtungen, als auch mit dem Genuße des sämtlichen Einkommens der Pfründe auf unbestimmte Zeit übertragen worden sei.

Im Februar schlug ich den Weg nach dem Bodensee ein, wanderte nach Güttingen, stellte mich dort den Kirchenvorstehern als Vikar vor und hielt auch alsbald am Sonntag darauf meine Antrittspredigt, die der Gemeinde gefiel. Anfänglich ließ ich mich in einem Privathause daselbst beköstigen; bald aber sieng ich einen eigenen Haushalt im Pfarrhause an. Begreiflich nahmen mich im Anfang die ungewohnten Amtsgeschäfte vollkommen in Anspruch.

Im Frühjahr erwartete ich meinen Freund auf seiner Heimreise.

An Doktor Rüsck in Tübingen. Güttingen, den 8. April 1818. — Wie und warum ich hieher mich geworfen, wird dir Hr. Bogler (der seine theologischen Studien in Tübingen eben jetzt abschließen und nach seiner Heimat Frauenfeld zum Examen zurückkehren will) gesagt haben, und ob hier in Güttingen gut wohnen sei, werde ich dir hoffentlich bald mündlich sagen können. Also gleich zur Hauptsache! Deine Schwester will dir nach Frauenfeld entgegenkommen, und ich soll sie nach deinem Wunsche dahin geleiten. Mit Vergnügen werde ich es thun, da ich ja wahrscheinlich ohnedies denselben Weg nach Frauenfeld machen müßte. Sehr lieb wäre es mir aber, wenn die Reise einen Tag früher vor sich gehen könnte, weniger weil mich die

Sehnsucht um den Zeitraum eines Tages markten heißt, obgleich diese auch nicht leer ist, als weil ich am Sonntag einen Lehrstuhl zu versehen habe und zugleich einige Zeit fürs freundschaftliche Beisammensein gewinnen möchte. Uns recht belustigen werden wir am Sonntage nicht dürfen, weil gerade Kirchweihfeier in Frauenfeld⁸²⁾ sein wird. Besser wäre es daher, die allgemeine Freundschaftsfeier auf den Montag oder Dienstag zu verschieben; denn wenn wir dem Sonntag ausweichen könnten, so wäre für mich und die übrigen Candidaten⁸³⁾ ein Skrupel gehoben. Hrn. Vogler habe ich geschrieben, Ihr möchtet, wenn sie nämlich Deiner warten, die Reise über Reutlingen und Ueberlingen oder Friedrichshafen, Konstanz u. u. einschlagen, damit ich Euch an der Grenze empfangen könnte. Es kommt mir aber erst jetzt in den Sinn, daß Ihr vielleicht eine gemeinschaftliche Lustreise vorhabt. Wird mein Vorschlag angenommen, so erwarte ich natürlich vorher bestimmten Bericht; bleibt dieser aus, so bleibt's bei der Abrede nach Frauenfeld, in Betreff welcher, im Falle einer Abänderung, Du Dich nur mit Deiner Schwester verstehen darfst.

Ich wohne jetzt ganz allein in einer sehr artigen und bequemen Pastorei. Mäuse und Grillen könnte ich allenfalls zu Gesellschaftern rechnen; ich lasse denselben auch freien Lauf, wenn schon sie mir oft den Kopf zermühlen, und hoffe, Du werdest mir wenigstens die letztern von diesen Ruhestörern vertreiben. Voll von der sehnsuchtsvollen Erwartung Deiner baldigen Ankunft habe ich Dir nichts mehr zu sagen, als daß ich Dir eine vergnügte und glückliche Herreise wünsche

Dein Puppikofer, Pfarroitar.

Wenige Wochen war ich in Güttingen thätig, so erhielt ich von Hause die Nachricht, meine Mutter sei schwer erkrankt. Acht

⁸²⁾ Die evangelische Kirche zu Frauenfeld wurde eigentlich am 21. Dezember 1645 eingeweiht. Da sie aber der heil. Dreifaltigkeit gewidmet wurde, so wurde damals schon der Kirchweihstag auf den Sonntag der heil. Dreifaltigkeit angesetzt. Puppikofer, Gesch. v. Frauenfeld 1871, S. 276. Im J. 1818 fiel der Trinitätssonntag auf den 17. Mai; darnach bestimmt sich ungefähr die Zeit der Heimreise Rüks.

⁸³⁾ Unter diesen Kandidaten versteht er wohl Vogler, Hanhart und Schär, die am 25. Aug. und 27. Oktober 1818 das theologische Examen machten. Schon im Frühling mußte Vogler als Vikar nach Märstetten, R. Hanhart in gleicher Stellung nach Müllheim gehen.

Tage darauf den 6. April, schrieb mir der Hausarzt Dr. Barth von Mazingen persönlich über den Zustand derselben.

„Ihre I. Mutter ist gerettet; heute hat sie die letzte Arznei bekommen; in einigen Tagen wird sie das Bett verlassen. Dies habe ich vor 6 Tagen nicht geglaubt, kaum geträumt. Nun aber sei es dem Himmel gedankt, daß dieser dunkle Traum in Erfüllung gegangen ist! O, dies wäre ein harter Schlag für Sie und die I. Ihrigen gewesen; es hätte Ihren guten Vater beinahe ins Grab gebracht; aber jetzt lebt wieder alles neu auf in Ihrem Hause!“

So tröstlich diese Nachricht über meine gute Mutter lautete, so wenig tröstlich sah es in meinem Innern aus. Mir wars immer, als hätte ich meinen Lebensberuf verfehlt. Ich kam mir in meiner Lage fast närrisch vor. Als einundzwanzigjähriger junger Mensch ohne Lebenserfahrung sollte ich erwachsenen Leuten in Nöthen und Fährden Rath schöpfen aus ewigem Born, und war selbst rathlos, sollte am Krankenbette Trost spenden, und hatte selbst keinen Glauben, sollte werththätige Hilfe gewähren, und war selbst ein armer Tropf. Es überfiel mich auf einmal eine Schüchternheit und Verzagtheit in Ausübung meines Amtes, daß ich fand, ich passe nicht zu einem Seelsorger. Heimlich gieng ich bei mir mit dem Gedanken um, Arzneiwissenschaft zu studieren. Ich hatte mit Rüksch, weil er kein besonders starker Lateiner war, Boerhavens Buch de feбри übersezt und dadurch nicht wenig Interesse für medizinische Kenntniße gewonnen; außerdem hatte Dr. Keller, als ich 1817 zu Hause bei meinen Eltern krank lag, und ich ihm eine Aeußerung in diesem Sinne that, zu mir gesagt: „Wenn Sie Arzt werden wollen, so ist das für einen studierten Mann wie Sie keine Hererei. Die ganze Medizin operiert mit etwa sechs bis sieben sichern Regeln; das andere ist Sache der Diagnose. Allerdings müssen Sie dann noch Anatomie studieren; denn die ist eine Hauptsache bei unserer Wissenschaft.“

Allein an weitere Studienausgaben konnte ich bei meinen

Vermögensumständen nicht denken; also mußte ich diesen Gedanken aufgeben. Nun hatte ich von Zürich her einen Studienfreund Namens *Denzler* aus Dießenhofen. Der war im Mai 1817 nach Biel gereist, um sich daselbst für eine Lehrstelle in Nidau oder Biel persönlich zu melden; allein er bekam keine von beiden, sondern Appenzeller, der Pfarrer in Brütten bei Winterthur, und noch ein anderer waren ihm zuborgekommen. Statt dessen gelang es ihm, eine Stelle zu Gottstadt an der Zihl, wo Pfarrer Zehender eine Privatanstalt unterhielt, zu bekommen. Hier verweilte er ungefähr ein Jahr lang; dann kam er als Lehrer an die Anstalt des Herrn v. Fellenberg in Hofwyl, wo er bis Ende des Jahres 1818 blieb. Dieser Denzler empfahl mich dem Herrn v. Fellenberg, mit dem ich bereits früher in Briefverkehr getreten war.

Also nahm ich meinen Stab und wanderte gen Hofwyl, um alle Verhältnisse genau in Augenschein zu nehmen. Dort lernte ich meinen thurgauischen Landsmann *J. J. Wehrli* aus Eschikofen⁸⁴⁾ kennen, von dessen Erziehungsberufe mir schon sein Vater in meinen Knabenjahren, nämlich im Jahre 1810, gesprochen hatte. In dem genannten Jahre wurde er nach Hofwyl beordert, um dort einen Lehrerfortbildungskurs mitzumachen. Hr. v. Fellenberg erkannte bald die Tüchtigkeit des jungen Thurgauers und beschloß, ihn zum Erzieher verwahrloster Kinder, an denen das Vaterland damals so reich war, auszubilden. Ich traf ihn, als er mit seinen Zöglingen wie ein armer Tagelöhner barfuß und in schmutzigem Gewande auf dem Felde arbeitete und sonst alle niedrigen Dienste verrichtete. Dieser Anblick erregte in mir die Meinung, Fellenberg treibe hier mit diesem gutmüthigen Wehrli Mißbrauch und eine Art Ausbeutung seiner geistigen und leiblichen Kräfte. In Hofwyl traf ich noch einen andern Landsmann aus dem Thurgau, *Andreas Stäheli*

⁸⁴⁾ Pupikofen hat ihm ein litterarisches Denkmal gesetzt: *Leben und Wirken von Joh. Jak. Wehrli*. Frauenfeld 1857. 8°.

von Sommeri, der am Fellenbergischen Institut Lehrer war und seinen Zöglingen mit Lebhaftigkeit und Gewandtheit Geschichte vortrug. Von hier aus schrieb ich folgenden Brief an Gabriel Rüschi:

Liebster Freund! Lange stand ich an, ob ich Dir von hier aus Nachricht von mir und meinem Befinden geben solle; ich hätte es lieber mündlich gethan und um so lieber, da ich eigentlich noch nichts Bestimmtes sagen kann, ob ich hier bleiben werde oder nicht. Zwar behandelt mich Herr Fellenberg außerordentlich freundschaftlich, und es ist hier ein Kreis von jungen Männern, wie man sie kaum auf der größten Univerisität antrifft; dies reizt und lockt mich stark. Aber was ist denn der ganze Endzweck davon? Ich wenigstens kann mich auch jetzt noch nicht überzeugen, daß die erhabenen Ideen, die Herr Fellenberg hat, daß von Hofwyl aus schweizerische Rechtlichkeit und Kraft sich über die Schweiz verbreiten soll, wie die Freiheit vom Grütli ihren Ursprung herschreibt, auch wirklich könnten ausgeführt werden. Was indeß die Folgen davon wären, ist offenbar. Nicht nur die Kraft jedes einzelnen Menschen, alles zu thun, was ihm sein Gewissen sagt, daß zu thun sei, sondern auch für den Staat ein Patriotismus, der kein Unrecht weder an sich noch an andern leidet und dem Geiste des von Bern aus so gefährlich aufstrebenden Aristokratismus gerade entgegen gesetzt ist."

"Ich finde es an mir selbst nicht erklärlich, warum ich von dieser hohen Idee nicht stärker ergriffen werde. Vor einigen Jahren wäre ich im Stande gewesen, Leib und Leben, Gut und Blut dafür aufzuopfern, und ich hätte mit frohlockender Freude die Gelegenheit ergriffen, mitzuwirken in diesem Vereine edler und hochherziger Menschen. Liegt die Ursache in meinen Begriffen und veränderten Ansichten? Oder liegt sie in körperlicher Beschaffenheit? Oder gar im Herzen? Letzteres wirkt freilich ein, wenn man es auch oft nicht meint, und daß das meinige gegenwärtig nicht ganz auf dem rechten Flecke stehe und mit sich auch den Geist auf die Seite gezogen habe, könnte ich nicht wohl in Abrede stellen."

"Sonst war mir das Reisen eine Herzenslust, jetzt eine Last. Keine Gegend schien mir schön, vielleicht weil ich sie nicht anschauen mochte, und wenn ich sie anschaute, mit Güttingens Lage und Pfarrhaus verglich. Denn immer trat es aufs neue vor meine Seele, für welchen Zweck ich hieher gehe. Wie großen Antheil Deine Schwester daran habe, zeigt sich daraus, daß, als ich endlich meine Pläne und Ausichten ordnete und dabei auch sie für mich gesichert

hatte, ich sogleich zufrieden und ruhiger ward. Ich dachte über Deine Aeußerungen vom Familienleben, vom Glück desselben und von der Vervollkommnungskraft desselben oft nach und hörte bisweilen auch von einem Freunde mit Ueberzeugung versichern, daß Zartheit der Gefühle, Theilnahme an Menschenglück und allgemeiner Wohlfahrt, ja selbst der religiöse Sinn durch die Vereinigung der Geschlechter geweckt und gesteigert werde.“

„Ich weiß nicht, ob ich meine gegenwärtige Kälte für alles, was das Gemüth der Menschen sonst mächtig anspricht, mir als einen Fehler anrechnen soll, oder ob sie gerade diejenige Verfassung ist, welche ungetäuscht von den umgebenden Verhältnissen und von sich selbst, das Leben nach seinem wahren Werthe schätzt. Das letztere kann ich kaum glauben und wünsche mich deswegen herauszuarbeiten, wünschte mir wieder zu erkämpfen jene Begeisterung für Menschliches und Göttliches, die mich ehemals belebte. Herrn Fellenbergs Umgang könnte mir vielleicht diesen Wunsch gewähren; denn es ist wirklich erstaunend, was er gethan und aufgeopfert hat zur Rettung der dem Ruin entgegengehenden Menschheit.

Dein Puppikofer.“

Ich muß gestehen, die Lust bei Hrn. von Fellenberg in Dienst zu treten, war mir fast vergangen. Ich verweilte nur fünf Tage in Hofwyl. Nachdem ich nämlich von allem Augenschein genommen hatte, begab ich mich zu Hrn. v. Fellenberg, um von ihm den Entscheid zu holen. Er eröffnete mir, daß er gegenwärtig für sein Institut keinen Philologen brauche; für Realien sei ich nicht genugsam instruiert; aber ich sollte ein- weilen als Prediger bei ihm bleiben, jedoch mit der Bedingung, daß ich ihm das Manuscript einer jeden Predigt vorlege. Er hatte nämlich gemerkt, daß meine Theologie eine durchaus rationalistische Färbung hatte, und diese wollte er für sein Institut durch Censur meiner Predigten unschädlich machen. So trennten wir uns. Ich erbat mir Bedenkzeit und wanderte wieder in die Ostschweiz nach Güttingen in mein Vikariat, mit der wachsenden Ueberzeugung, daß ich zu Fellenberg nicht passe.

Das Schicksal schien mir zuzurufen: „Du mußt beim Pfarramt bleiben, werde daraus, was da wolle!“ Ich machte mich jetzt mit diesem Gedanken vertraut und gewann auch manche

Anregung von den Geistlichen der Nachbarschaft. Mein nächster Nachbar am Bodensee war Pfarrer Paul Ludwig in Altnau (1800—1832), ein Bündner von Schiers, der zugleich die Stelle eines Notars versah. Seine Söhne nahmen angesehene Stellungen im Leben ein; der eine war ein gesuchter Advokat, der andere Pfarrer zu Gms im Bündnerlande, und der dritte lebte als Buchbinder in Mailand und Neapel, wo er sich um die Krankenpflege so verdient machte, daß ihn der König deswegen besonders auszeichnete. Ein zweiter befreundeter Nachbar war der Pfarrer Adrian Schieß in Langrickenbach (1814—1841), gebürtig von Herisau und Vater des bekannten eidgenössischen Kanzlers. Ein dritter war der Pfarrer Joh. Konrad Ammann in Scherzingen (1816—1823), gebürtig von Ermatingen, einer der bestunterrichteten Geistlichen des Thurgaus. Weitere Nachbarn waren: Walser in Reßweil, Heidegger in Roggweil, Walser in Berlingen. Wir hatten jeden Donnerstag eine Zusammenkunft; da wurde gesungen, disputiert und politisiert.

Außerdem nahm ich theil an dem Lehrerverein des Bezirks Gottlieben mit andern Kollegen des Pfarramts; er bestand damals aus 20 Lehrern und 6 Geistlichen. Die Lehrer lieferten in diesem Vereine Aufsätze, worin sie ein Schulfach der Elementarschule um das andere besprachen; die Kritik übertrugen sie uns. Es beteiligte sich an diesen Verhandlungen auch Pfarrer Werdmüller von Tägerweilen. In diesen Versammlungen, die jeden Monat stattfanden, machte ich mich mit der Pädagogik vertraut, indem ich tiefe Blicke in den Stand der Schulen, die Bildung der Lehrer und die Zeitfragen des Unterrichtswesens thun konnte. Hier sind die Wurzeln meiner spätern Wirksamkeit in Kirche und Schule.

Durch derartigen Verkehr mit gleichgesinnten Amtsbrüdern und strebsamen Lehrern versöhnte ich mich allmählig wieder mit den Menschen und mit meinem Berufe.

In meiner damals noch kleinen Bibliothek hatte ein dicker

Foliant Platz gefunden, den ich aus dem Elternhause zu Tuttweil nach Güttingen ins Pfarrhaus mitgebracht. Es war das die „Chronik gemeiner Eidgenossenschaft von Städten, Landen und Völkern, beschrieben durch Johannes Stumpf“ (gest. 1566). Schon als Knaben hatten mich die Bilder und Wappen dieser Chronik gefesselt. Gar oft hatte ich sie zu Hause durchblättert, indeß der Anblick des dem Dorfe gegenüberstehenden hehren Schlosses Sonnenberg meine jugendliche Phantasie belebte (s. Heft 35, S. 83). Dieses alte Buch holte ich während einer müßigen Stunde im Sommer hervor, schlug darin den mir wohlbekanntem Abschnitt über den Thurgau wieder auf, und da mich zunächst die schöne, wenn auch alte Sprache des wackern Chronisten überraschte, so las ich jetzt aufmerkamer und mit den Augen und dem Sinne des studierten Mannes darin. Bald regte sich beim Lesen die natürliche Frage in mir: Hat denn die Geschichte des Thurgaus seit Stumpfs erstem Versuche nie mehr eine Bearbeitung gefunden? Diese Frage nur stellen, hieß schon einen Entschluß anregen. Zunächst kam mir der Gedanke, ich wollte alles zusammenschreiben, was man über die Geschichte des Thurgaus kenne und begann sofort mit Auszügen aus Stumpf und dann aus Johannes Müller. Die Ernte daraus war aber nicht ergibig, sondern fast zum Verzweifeln mager.

Um die Mitte des Brachmonats machte ich einen Besuch bei meinem Freunde Dr. Rüschi zu Speicher im Appenzellerlande. In seinem Heimorte fand der junge Arzt bei seiner Rückkehr nicht weniger als sechs Aerzte, die seine medizinische Laufbahn kreuzten. Das benachbarte Trogen lieferte zudem auch noch ein nicht zu verachtendes Kontingent an Priestern des Aeskulap, welche sich in die Tempel- und Opfergaben derjenigen von Speicher theilten. Kein Wunder, wenn Rüschi an den Hochufem der Steinach länger auf eine erkleckliche Anzahl von Patienten warten mußte, als er es sich unter den Halloren an den Flachufem der Saale geträumt hatte. Ueberdies schien der junge Arzt bei seinen ersten

ärztlichen Behandlungen und Rezeptierungen den Verdauungszuständen der sitzenden, viel Kaffee, Käse und Milchspeisen verzehrenden Weber und Fabrikanten zu wenig Rechnung getragen und allzu schwache Evakuation in Anwendung gebracht zu haben. Kurz, Dr. Rüschi war über die langsame Zunahme seiner Patientenzahl so entmuthigt, daß er sich ernstlich mit Auswanderungsgedanken beschäftigte und zu diesem Zwecke an Freunde in Amerika sich wendete. Als Idealist und junger Gelehrter wollte er sich durchaus nicht herbeilassen, den Gemeinderegenten den Hof zu machen und die „Höptmeli-Gunst“ zu erwerben, die damals im Appenzellerlande so mächtig gewesen sein soll.⁸⁵⁾ Vergebens redete ich ihm zu, sich noch ein wenig zu gedulden und auf bessere Zeiten zu hoffen. Freundlicher gestaltete sich mein Umgang mit der Schwester, von der ich mich nur ungern trennte. Auf der Heimreise empfand ich das Gefühl der Sehnsucht nach ihr wie noch nie.

An Dr. Rüschi in Speicher, 21. Brachmonat 1818. — Wenn ich Dir ausführlich darstellen wollte, mit welchen Gesinnungen und Gefühlen ich nach Hause gekommen sei und unterdessen die Zeit zugebracht habe, so würdest Du mich wohl der Wiederholung des schon Gesagten beschuldigen. . . . Ich hatte mir den närrischen Plan gemacht, während des Aufenthaltes bei Dir ein rein freundschaftliches Verhältnis mit Deiner Schwester zu bewahren. Im Anfange war es mir so himmlisch wohl, zu einem solchen Freundschaftsbunde zu gehören, wie Du und Deine Schwester unter einander hatten. Die Uebereinstimmung in Grundsätzen, der einige Willen in allem, die holde Vertraulichkeit u. u. hatten mich zu einem völligen Enthusiasmus erhoben. Mit solchen Gedanken trieb ich mich dann den ganzen Freitag und Samstag herum, und am Samstag konnte ich kaum einige Gedanken zusammenbringen, so daß, wenn mir nicht die Fertigkeit im freien Vortrage zu Hülfe gekommen wäre, ich jämmerlich dagestanden hätte. Meine eigene Arbeit war ein solcher Wirrwar oder so wenig dem Zwecke an-

⁸⁵⁾ Gabriel Rüschi's Leben und Wirken von J. M. Hungerbühler. St. Gallen 1856, S. 21.

gemessen, daß ich noch Sonntag morgens 5 Uhr eine Zollikofer'sche ⁸⁶⁾ Predigt nahm und geschwind einstudierte. Da zwang mich denn freilich die Noth, einmal alles mit Sack und Pack auszujagen, was in meinem Kopfe quer lag. . . . Wie Deine Schwester gegen mich gesinnt sei, möcht' ich wohl gerne wissen. Will sie übers Jahr Frau Pfarrerin werden, so werde ich sehen, daß ich bald als solcher (so!) bestätigt werde; wo nicht, so bleibe ich in alle Ewigkeit hinaus, d. h. nach politischen Erklärungen, so lange es nicht anders sein kann, Vikar, und bei der ersten besten Gelegenheit laufe ich in die Welt hinaus mit Dir oder allein, je nachdem. Der Schade, der mir jetzt schon verursacht wurde, ist bereits beträchtlich genug, daß ich mit meiner Thurgauischen Gesellschaft nicht mehr vorwärts kommen kann, indem ich keinen Geschmack mehr daran finde, weil sie sehr trocken ist. Doch glaube ich, es noch einmal in dieser Woche versuchen zu wollen, ob es nicht dennoch möglich werden könnte.

Indessen um Dich nicht zu sehr zum Lachen zu bringen, muß ich Dir doch bemerken, daß es mit dem „in die Welt hinaus“ nicht so ernst gemeint ist; denn mein Vaterland ist mir zu lieb, und nach Amerika werde ich kaum jemals anders reisen als auf dem Schiffe der Phantasie, weil ich damit, falls es mir unglücklich gehen sollte, im ersten Augenblicke mich wieder nach Hause zaubern kann. Ich wünsche nur, daß Du es auch so klug anstellst, muß übrigens rühmen, daß Du viel nachsichtiger bist als ich, indem Du mich mit keinem Worte beinahe zurück zu halten suchtest und mir mein eigenes Glück besser gönntest als das Glück, mich in Deiner Nähe zu haben; sogar Deine Schwester hat solche Gesinnung gegen Dich und will Dir nicht abwehren, was ihr doch sicherlich schwer fallen müßte. Deine Patienten werden nun bei dem vorgefallenen Bitterungswechsel haufenweise heranstürmen.

N. S. Daß Du aber Deiner Schwester ja nicht geradezu sagest, was ich Dich gefragt: es würde sonst im Falle einer Verneinung das freundschaftliche Verhältnis, das ich auch dann noch fortzusetzen wünsche, stören. Ich werde ihr eine bessere Partie gönnen; denn von Herzen dazu beistimmen, wäre nicht möglich.

A. B.

Montag den 29. Juni machte ich mich auf den Weg zu einem Besuche bei den Meinigen in Untertuttweil. Zuerst gieng

⁸⁶⁾ Georg Joachim Zollikofer, geb. 1730 in St. Gallen, gest. 1788 zu Leipzig, seit 1758 Prediger der reformierten Gemeinde zu Leipzig, war nächst Franz Volkmar Reinhard (in Dresden) einer der hervorragendsten deutschen Kanzelredner seiner Zeit.

ich nach Langrickenbach. Ich hatte dem Hrn. Pfarrer Schieß einen Strohhut von St. Gallen kommen lassen und wollte ihm nun denselben überbringen, indem ich ihn über den meinigen stülpte, so daß die Leute von ferne mich mit der päpstlichen Krone geziert zu sein glaubten. Ich traf aber den Hrn. Pfarrer nicht bei Hause; von Langrickenbach machte ich den dreistündigen Weg über den Berg nach Weinfelden in zwei Stunden. Jenseit der Thur wandte ich mich vom geraden Wege ab und machte einen Umweg nach Scholterzweil (Schönholzerzweilen?), wo ich das sog. Brud erloch besuchte. Wohlthätige Erdmännchen, sagen einige, andere, ein verfolgter Graf als Einsiedler mit seiner ganzen Familie hätten darin gewohnt. Der Eingang war kaum drei Schuh hoch; bald aber erweiterte sich die Höhle bis gegen dreißig Schuh in den Felsen hinein, mit zwei Zimmerchen, die etwa so groß waren als ein Taubenhaus und zwei kleinere mit einer Brunnquelle. In Affeltrangen unterhielt mich Herr Pfarrer Siegner, der vorher in der Waldstatt gewesen und später (1841) zur katholischen Kirche übertrat, von fünf bis neun Uhr, so daß ich erst nachts um halb elf Uhr bei den Meinigen in Untertuttweil eintraf. Und kaum hatte ich am andern Morgen die Augen ausgerieben, so stand der Hr. Pfarrer schon wieder da und fuhr fort mit seinen Beweisen, es sei für das Heil des Landes und dessen Freiheit nothwendig, daß ich das Provisorat in Frauenfeld, welches damals erledigt war, annehme, und seine Gründe hätten mich bald überzeugt. Unterdessen ließ ich Freund Maron, der damals als Vikar in Dußnang angestellt war, holen, und an seinem Arme genoß ich nach dem Weggange des Hrn. Pfarrers glückliche Stunden einer vollkommenen Freundschaft. In Frauenfeld machte ich Besuche bei meinen alten Bekannten und hörte da auch von der Erledigung des Provisorats, indem der seit 1815 angestellte Provisor Joh. Jak. Fehr zum Stadtpfarrer gewählt worden sei. In Absicht auf das Einkommen war dasselbe der Pfarrpfürnde in Güttingen ungefähr

gleich, erforderte zwar mehr Arbeit, aber dafür mehr Nußarbeit; auch bot es reiche Gelegenheit zu gesellschaftlichen Freuden; kurz, es war eine Stelle, bei der ein junger Mann recht gut leben und wirken konnte. In Güttingen aber hielt mich die schöne Gegend, das gutartige Volk (die Güttinger waren nicht unbereitwillig, einem Pfarrer, der sich für sie Mühe gab, zuliebe zu thun, was sie konnten), die viele Mußzeit neben den Amtsgeschäften, welche mir anderweitige Arbeit gar wohl zuließ und mir Gelegenheit gab zur Ausführung von Plänen, die dem Vaterland und meinem Hause zum Vortheil gereichen mußten. Solche und noch andere Rücksichten machten mir die Wahl etwas schwer, und auf dem ganzen Heimweg, den ich Donnerstag den 2. Juli von Frauenfeld aus antrat und über Märstetten fortsetzte, quälte mich der Zweifel darüber, wozu ich mich entscheiden sollte.

Tags darauf, Samstag den 3. Juli, nahm ich, wie man zu sagen pflegt, das Herz in beide Hände, legte den Entscheid brieflich der Schwester Rüksch vor, indem ich ihr u. a. schrieb: „Wie ich diesen Brief noch einmal durchlese und unterdeß einen Spaziergang in die Neben mache, kommt es mir vor, daß Sie fast aus jeder Zeile errathen können, was mir auf dem Herzen liegt. Warum also nicht gleich frei heraus damit? Ich wünsche Ihre Hand und Ihr Herz. Die Bedingungen stehen bei Ihnen. Wollen Sie länger bei Ihrem Bruder leben: es mag sein. Nur ob jemals oder nie — dafür bitte ich Sie um Ihres Bruders und Ihrer eigenen Freundschaft und um meiner Ruhe willen, entscheiden Sie bald! O, sagen Sie ja! Ich wäre der glücklichste Mensch!“

Erst am 10. Juli bekam ich eine Antwort von Marie Elisabetha Rüksch, und zwar das Jawort, indem sie das Geständnis ablegte, daß sie sich schon lange fast als die meinige betrachtet habe und sich oft habe Gewalt anthun müssen, um es mich nicht merken zu lassen. Den Entscheid, ob Frauenfeld

oder Göttingen, wollte sie jedoch natürlicherweise nicht selbst geben, sondern ihn mir überlassen.

Ich hielt mich noch vor kurzem für einen so ruhigen Verstandesmenschen, daß ich glaubte, nichts sollte mich aus dem Gleichgewicht bringen können; allein erst jetzt fühlte ich: es heißt erst recht leben, wenn man liebt; es ist alles schöner auf der Welt, wenn man eine geliebte Seele besitzt. Wenn ich jetzt zurück dachte an meine Pläne fürs Waadtland, für Italien, für Hofwyl, wo ich die Palme des Ruhmes mir entgegen winken gesehen hatte, so mußte ich gestehen, daß das Verhältnis zu Küschs Schwester nur noch an einem schwachen Faden hielt; denn ich hatte sie damals aufgegeben, weil ich nicht einjah, wie ich mir eine feste Stellung im Leben schaffen konnte. Ich kam nach Hofwyl; mein Eifer war hin; es zog mich nichts an. Was ich beobachtete, faßte ich nur oberflächlich; Spaziergang und Einsamkeit waren mir lieber. Statt vierzehn Tage, wie ich Herrn Fellenberg versprochen, blieb ich bloß fünf: ich glaubte genug gesehen zu haben. Die Liebe zu ihr saß mir tiefer im Herzen, als ich selbst wußte. Doch trieb Amor immer noch sein Spiel mit mir; denn als ich zurückkam, schwankte ich wieder zwischen Bleiben und Gehen. Erst als ich in Speicher meine Marie wieder sah, faßte ich in wenig Tagen den Entschluß, sie anzufragen. Jetzt war ich wie verwandelt. Die Grundsätze und Ansichten, die Verhältnisse zum Lebenszweck, zur Gottheit, zur Ewigkeit, zur Menschheit, zum Vaterlande: alles kehrte sich um und erschien mir von einer Seite, von der ich sie noch nie weder gesehen noch gefühlt hatte.

Jetzt war auch die Frage entschieden, ob Frauenfeld oder Göttingen. Als Provisor hätte ich mich vorbereitet zum höhern Lehrerstande, und indem ich mir dann alle Heiratsgedanken aus dem Kopf geschlagen hätte, würde ich mich wie wahnsinnig auf meine Lieblingsstudien geworfen haben, bis entweder ich dem Glücke oder das Glück mir zu willen gewesen wäre. Im Vater-

lande und in der Erziehungsweise den Koloß von Schlechtigkeit zu stürmen, das wäre mein Ziel gewesen, und dies Ziel sollte mir auch jetzt noch bleiben; aber auf dem stillern und sichrern Wege wollte ich jetzt verfolgen als Pfarrer in einer Landgemeinde. Also entschied ich mich, in Göttingen zu bleiben.

Am 17. Juli erhielt ich durch Hrn. Denzler von Hrn. von Fellenberg einen Gruß mit dem Wunsche, ich möchte in sein Institut als Lehrer und Prediger eintreten. Allein jetzt kam seine Einladung zu spät; ich schickte ihm eine abschlägige Antwort.

Inzwischen gieng es auch meinem zukünftigen Schwager, dem Dr. Müsch in Speicher, besser; er hatte es über sich gebracht, die „Höptmeli-Gunst“ nicht länger zu verjcherzen. Es wurde ihm daher die ärztliche Besorgung des Waisen- und Armenhauses und nicht lange darauf auch die ambulante Armenpraxis übertragen. Nun schenkten dem mehr und mehr beschäftigten Arzte auch die fernern Verwandten ihr Zutrauen; andere folgten nach; er wurde der Leibmedicus der Honoratioren des Dorfes, und im April des folgenden Jahres hatte er schon täglich ein Duzend Patienten zu behandeln. Wieder einmal war ein ideal angelegter junger Mann durch die realen Verhältnisse gezwungen worden, nach Grundsätzen des Geschäftslebens zu handeln und den Stolz des wissenschaftlichen Bewußtseins, den man von der Universität heimbringt, zu erwürgen. Ich muß gestehen, ich hätte meinen Freund beinahe nicht können übers Meer ziehen lassen. Allerorts sind die Menschen eben Menschen, und nur Freunde, nicht Fremde schätzen den inneren Werth eines Menschen. Der nach Amerika übersiedelnden Europamüden sind so viele, daß sie einander drängen. In den amerikanischen Städten gab es natürlich so gut Arzte als hier zu Lande, und in den Kolonien war die Volkszahl noch nicht so groß, daß man hoffen konnte, sein Glück zu machen, ohne selbst Kolonist zu werden. Als Arzt hätte er also seine eigene Pflanzung haben müssen, um unter den freien Leuten nicht gar zu abhängig zu sein. Wollte er aber Farmer werden,

so gab es der Ländereien eine Menge im Thurgau, die schon gereutet und angebaut und ebenfalls sehr wohlfeil waren.

Der Besuch eines jüngern Freundes erinnerte mich in meinem träumerischen Liebesleben daran, daß ich eigentlich für meine Zukunft auch sorgen und Schritte thun müsse, wenn ich aus meinem Vikariat ein Pfarramt machen wolle. Joh. Ulrich Benker von Dießenhofen ⁸⁷⁾, der Sohn des dortigen Pfarrers, besuchte mich zu Anfang Augusts und unterhandelte mit mir wegen Uebernahme eines Jöglings, der von Stund an einzutreten bereit war. Ich sah ein, daß dadurch mein Einkommen beträchtlich vermehrt werden müßte. Um dieselbe Zeit wurde ich auch von den Kirchenvorstehern eingeladen, mich um das Pfarramt zu bewerben mit dem Bemerkten, ich könnte in fester Stellung etwas mehr Strenge zeigen und den muthwilligen Kindern von 16—18 Jahren etwas ernster begegnen. Das beides versprach ich zu thun und wandte mich wegen der definitiven Wahl zum Pfarrer an den Antistes Sulzberger im Kurzdorf. Dieser schrieb mir, es wäre schicklich, wenn ich meinen Wunsch dem Administrationsrath eröffnete. Dabei fügte er hinzu: „Bestreben Sie sich unterdeß fortwährend, das Zutrauen zu befestigen und lassen Sie sich nicht etwa durch die Verbindung, in welche Sie sich, wie man hier erzählt, und welche man übrigens für glücklich hält, eingelassen haben, verleiten, Ihrer Gemeinde zu viel von Ihrer Zeit und Aufmerksamkeit zu entziehen! Es ist freilich große Versuchung zu öfterer Abwesenheit; aber nicht jedermann ist so billig, das zu entschuldigen.“

⁸⁷⁾ Geb. 9. Jan. 1798, war er im J. 1814 nach Zürich ins Carolinum eingetreten, wurde dort einer der gelehrtesten Studenten und fast als lumen mundi verehrt, kam nach vollendeten Studien 1819 nach Frauenfeld als Aktuar des Administrationsrathes; dann übernahm er im November 1821 das Pfarramt seiner Vaterstadt, womit viel Unterricht an der Lateinschule verbunden war; 1853 ward er Rektor der neugegründeten Kantonschule in Frauenfeld und blieb in dieser Stellung bis zu seinem Tode im Aug. 1858.

Am 1. September 1818 erhielt ich folgendes Anstellungs-
 Dekret:

Wir Landammann und Kleiner Rath des Kantons Thurgau ur-
 kunden hiermit, daß, nachdem die evangelische Pfarrstelle zu Güttingen
 durch die Beförderung des Herrn Pfarrers Wirth in Erledigung ge-
 kommen ist, Wir aus der Zahl der Aspiranten auf dieselbe zu einem
 neuen Pfarrer der evangelischen Kirchgemeinde Güttingen ernannt haben
 den Wohllehrwürdigen Herrn Adam Puppikofen von Duttweil. Er wird
 daher berufen, seinen Pfarrbefohlenen ein treuer Führer auf dem Wege
 reiner Religiosität und Sittlichkeit zu sein, die Lehren des göttlichen
 Stifters der christlichen Kirche ihnen im geläuterten Geiste eindringend
 zu predigen, und auch neben dem öffentlichen Unterricht unermüdetlich
 mit Ernst und Liebe an ihrer Veredlung zu arbeiten, jeder Tugend den
 Eingang in ihr Herz zu öffnen, jedem Laster aber mit unparteiischer
 Strenge in den Weg zu treten. Diesem wichtigen Ruf folgt übrigens
 das besondere Zutrauen der Regierung zu dem Gewählten. Die er-
 haltenen rühmlichen Zeugnisse über seine Eigenschaften, dessen Sie nicht
 zweifeln, daß er sein Amt mit Würde führen, in allem Guten mit
 eigenem Beispiel vorleuchte und dadurch seinen seelsorgerlichen Ver-
 richtungen den erspriesslichsten Erfolg vergewissern werde. Sie versichert
 ihn hierzu ihrer kräftigen Unterstützung und Ihres Schutzes und er-
 wartet von den seiner Seelsorge anvertrauten Pfarr- und Kirchgenossen,
 daß sie diesen ihren neuen Pfarrer mit herzlicher Zuneigung aufnehmen,
 ihm beständig mit kindlichem Vertrauen und ergebener Achtung zu-
 gethan bleiben, seinen öffentlichen und Privat Ermahnungen empfäng-
 liche Gemüther entgegenbringen und dadurch ihm seine wichtige Lauf-
 bahn erleichtern, sowie zur Erreichung des heiligen Zweckes seiner Be-
 mühungen das Ihrige redlich beitragen werden.

Der Staatschreiber: Hirzel.

Der Landammann: Morell.

Diese Beförderung im Amte war übrigens eine theure An-
 gelegenheit. Für die Ernennung hatte ich zwei Thaler (5 Gulden
 30 Kreuzer) an die Staatskanzlei einzusenden und bei der Ein-
 setzung ins Amt, welche nach der durch Verordnung vom 25.
 August 1815 vorgezeichneten Form stattzufinden hatte, zwei
 Louisd'or an die Finanz-Kommission zu entrichten. Die ganze
 Befoldung betrug in baarer Einnahme jährlich etwa 500 fl.,
 wozu noch die Nutzung von etwas Neben kam.

Bevor diese Ernennung mir zugestellt wurde, machte ich mit meiner Braut und ihrem Bruder einen Ausflug nach Zürich; dort sollte nämlich in der dritten Woche des Monats August von der schweizerischen Musikgesellschaft ein Musikfest abgehalten werden. Ich unterlasse es, hier die Reise nach Zürich und zurück zu schildern.

Als wir am Dienstag (18. Aug.) vom Dorfe Meilen längs dem See gegen Küßnacht hinunter wandelten, war es ein schöner Sommerabend. Die Sonne stand schon ziemlich tief am Horizont; gerade vor uns hin warf das Albisgebirge seinen Schatten kolossal in das Gewässer herab; weiter gegen Zürich hinunter aber spiegelte sich das goldene Abendroth in den Fluthen; der Himmel war klar und ohne Wolken. Ringsherum war alles still; nur fernher aus der Stadt trug der Wind ein Getöse wie Kriegslärm, Kanonendonner und Trommel- und Paukenschall. Der Kontrast zwischen der stillen feiernden Natur und dem Menschengewühle war überraschend.

Als ich in die Herberge zu Küßnacht kam und am Fenster wieder auf den See und den schönen Sonnenuntergang hinausschaute löste sich das vorher undeutliche Gewühl in unscheinbare Töne menschlicher Stimmen auf. Eine Menge kleiner Rähne gleitete über den roth spiegelnden See her, alle voll fröhlicher Menschen. Sie sangen in verschiedenen Weisen und erfüllten das Gewässer mit Jubel. Ich nahm herzlichen Antheil an dieser mir unbekanntem Freude, und wenn ich aus dem Gewirre der Töne zuweilen die Melodie eines bekannten Liedes vernahm, klang das Frohgefühl der Sänger wie Echo in meinem Gemüthe zurück.

Obgleich nun die anbrechende Nacht fernere Gegenstände immer mehr in Dunkelheit hüllte, wurde mir endlich doch die auffallende Erscheinung klar. Als nämlich eine Abtheilung der Rähne bei Küßnacht vorbeifuhr, bemerkte ich, daß es junge Soldaten waren, die heute in Zürich waren gemustert worden. Zugleich bei der Annäherung war aber auch die Harmonie, die mich vorher so angesprochen hatte, verschwunden; harte Mistöne be-

leidigten das Ohr. Statt des Lobes auf die Schönheit der Natur, statt fröhlicher Jugendlieder hörten wir die elendsten Gassenhauer auf erbärmliche Weise produzieren; jeder wollte es besser verstehen und sang besonders. So ungefähr mochte es zu Babel in der Sprachenverwirrung getönt haben. Diese Laute bildeten einen widerwärtigen Kontrast zu dem Kunstgenuß, den ich vom Musikfeste erwartete. Da drängte sich mir eine Bemerkung auf, die mir schon oft im Kopfe herum gefahren war. Fröhliche Menschen, besonders junge Leute, wollen gesungen haben, aber heitere Lieder, in der sie ihrer Stimmung Ausdruck zu geben vermögen. Klar ist es auch, daß eine wichtige Ursache sittlicher Verschlimmerung damals die zuchtlosen Lieder waren, welche unter ihnen im Schwange giengen. Warum sorgten denn aber die Erzieher und Behörden nicht dafür, daß das unleugbare Bedürfnis zuvor durch unschuldige und gleich wohl jugendliche Lieder befriedigt wurde? Auf diese Frage werde ich später zurückkommen.

Der 19. August war regnerisch und so wurde dem Publikum ein Vergnügen verderbt, auf das sich männiglich schon gefreut hatte. Man wollte nämlich den Vorabend des Festes durch ein Feuerwerk beim Gekner-Denkmal im Schützenplatz verherrlichen, was jetzt unterbleiben mußte. Donnerstag den 20. August Nachmittags fand die Hauptaufführung in der Großmünsterkirche statt.⁸⁸⁾ Dem angekündigten Oratorium „Moses Sendung“ von Kreuzer, gieng eine Symphonie voran, welche von dem vorzüglichen Komponisten List auf diesem Anlaß vorbereitet worden. Die Soli im Oratorium sangen die Herren Hardmeyer, Gebrüder Schultheß, Huber von Hofwyl, Buß von Burgdorf, und die Jungfrauen Haggemacher von Winterthur, Hardmeyer, Huber und Keller von Zürich. Ich bin kein Musikverständiger; aber es schien mir, der erhabene feierliche Choral kam weniger zur Geltung als der ohrenbetäubende Trommelwirbel.

⁸⁸⁾ Thurg. Ztg. 1818, Nr. 30 vom 5. Sept.

Nach geendigter Kirchenmusik fand ein großer Ball statt in den beiden Kasino-Sälen, an dem sich gegen 900 Personen betheilig haben sollen. Freitag Abends war Konzert im Musiksaal des Kasinos. Musik und Auditorium waren glänzend. Die verschiedenen Akte wurde mit Symphonien und Oubertüren von den Herren Prof. Kayser aus Zug und Schneider von Wartensee aus Luzern eröffnet. Das Orchester wetteiferte in Präzision und Ausdruck des Spiels mit dem entzückenden Gesang der Sängler und Sänglerinnen. Von Instrumental-Soli hörten wir ein Flöten-Konzert von Herrn Pfarrer Mezger aus Siblingen (später seit 1829 in Wagenhausen), ein Klarinett-Konzert von Herrn Phil. Ott von Zürich und besonders ein Spohrsches Violin-Konzert von dem Musikdirektor Wassermann.

Merkwürdig, wie sich auch in diesem Feste der Lauf der Zeiten bemerken ließ! Dreihundert Jahre waren es, seitdem aus der Großmünsterkirche die reine Verstandesreligion hervorgieng, die für den Gottesdienst durchaus keine Musik zulassen wollte, damit nicht durch fremdartigen Einfluß auf das Gemüth die religiösen Gefühle selbst heterogene Mischungen erlitten. Jetzt nach dreihundert Jahren, in dem Jahre des dritten Jubelfestes der Reformation, wurde in derselben Kirche eine so rauschende Musik aufgeführt.

Bald darauf machte ich mit meiner Braut einen Besuch bei meinen Eltern; aber mit dem Fuhrwerk, das uns Hr. Dr. Keller besorgte, hatten wir Pech. In bester Meinung, uns entgegen zu kommen, fuhr er vor das Haus des Doktors in Frauenfeld. Dieser lachte ihn aus und schickte ihn wieder zurück nach Mazingen. Hier traf er uns wieder nicht; denn wir waren schon weiter gegangen. Er fuhr also zu, um uns einzuholen, traf uns aber nirgends.

Der Pfarrer.

Wenige Tage nachdem ich wieder nach Güttingen zurückgekehrt war, wo ich mich in der darauf folgenden Woche auf fünf Predigten und eine Kinderlehre vorzubereiten hatte, schrieb mir ein Herr Hanhart aus Dießenhofen, bei dem ich durch den jungen Venker empfohlen worden, sein Bruder sei geneigt, seinen Knaben mir in Aufsicht und Unterricht anzuvertrauen; nur hege er Besorgnis, ob der Junge bis zu Beginn meines eigenen Haushalts außer dem Pfarrhause schlafen müßte; im letztern Falle würden ihn die Eltern erst nach meiner Hochzeit mir zuführen. Mit ordentlichen Anlagen begabt, sei derselbe ein wenig flüchtig und in der Arbeit nicht ausdauernd, so daß ihm mehr eigener Trieb zu ernsthafter Beschäftigung außer den schulmäßigen Pausen zu wünschen wäre. Da er entweder zu einem Handwerk oder zum Kaufmannsberufe bestimmt sei, so wären wohl nächst Uebungen in Aufsätzen und im Rechnen, die Anfangsgründe der französischen Sprache, der Geschichte, Geographie und Naturgeschichte die Hauptgegenstände des Unterrichts, die er zu pflegen hätte.

Da ich als idealer Pädagoge das spezifische Gewicht der Ausdrücke „ordentliche Anlagen,“ „ein wenig flüchtig,“ „in der Arbeit nicht ausdauernd,“ welche liebende Eltern oder Verwandte an zukünftige Erzieher zu adressieren pflegen, noch nicht durch Erfahrung zu würdigen gelernt hatte, so gieng ich muthig ins Zeug und sagte die Aufnahme zu; ich hatte übrigens seit einigen Tagen bereits einen Zögling ins Haus aufgenommen, mit dem ich mich ernstlich abgab, um dereinst an ihm Ehre zu erleben und sagen zu können, ich hätte auch das meinige dazu beigetragen, daß ein wackerer Thurgauer mehr sei.

Eines Tages, es war Freitag, brachte man mir eine große Kiste ins Haus, welche mich die nahe Ankunft meines zweiten Zöglings, Hanhart aus Winterthur, vermuthen ließ; doch war kein Brief dabei. Darum gedachte ich am folgenden Tage nach Konstanz zu gehen, um mir noch allerlei Kleinigkeiten einzukaufen.

Sowie wie ich aber den Hut in die Hand nahm, kam ein Brief von Hanharts Vater mit der Meldung, er werde diesen Samstag Vormittag noch bei mir eintreffen. Dies setzte mich sehr in Verlegenheit. Der Schreiner war mit Tisch und Bettstatt noch nicht fertig geworden; es war kein Fleisch noch sonst was in der Küche; ich hatte im ganzen nur vier Stühle, kein Tischzeug u. s. w. Doch bald beruhigte ich mich und theilte meine Befehle zu schleuniger Herbeischaffung der mangelnden Utensilien aus. Ich selbst gieng zu seiner Hochwürden, meinem katholischen Amtsgenossen, Pfarrer Eßfinger, mit dem ich auf kollegialischem Fuße lebte, und erhielt, was ich bedurfte und er geben konnte. Alsdann setzte ich mich an meinen Arbeitstisch und studierte, als wenn nichts vorgefallen wäre. Auf einmal öffnete der Herr Pfarrer die Thüre: da trat ein Herr von schöner Gestalt und ein Frauenzimmer mit einem Schleier, an der Hand einen Knaben, ins Zimmer herein. Ah, das geht vornehm zu! dachte ich. Wie doch der Kukuk dieses Frauenzimmers herführt! Es war Herr Hanhart und seine Gemahlin. Ich kramte meinen Borrath an Höflichkeiten schockweise aus, äußerte meine Freude über Wohlsein und Ehre, bedauerte, daß noch keine Hausfrau da sei und dgl. mehr. Hernach besah man Zimmer und Haus, unterhielt sich, packte aus, und ich hatte mit den Herrschaften meine Späße über meine Junggesellen-Wirthschaft. Dies war vorzüglich während des Mittagessens der Fall, und meine Gäste waren so billig, meine Meinung sogleich zu begreifen, benahmen sich daher auch bald so ungeniert wie ich selbst und bezeigten sich mit wenigem zufrieden. Nach dem Essen führte ich sie ins Schlößli am See, wo es ihnen sehr wohl gefiel. Dann tranken wir Kaffee, und ungeachtet meiner Bitten und Versicherungen, wie freundschaftlich der katholische Pfarrer mir selbst ein Logis für sie angeboten habe, sie also nicht befürchten müßten, daß sie kein Nachtlager bekommen möchten, reisten sie ab und ließen mir den Knaben zurück. Einen Kontrakt konnte ich nicht mit ihnen machen, weil ich noch nicht mich erkundigt hatte, was

der tägliche Haushalt koste. Am Abend spazierte ich mit dem Knaben nach Altnau, um ihm den Abschied vergessen zu machen.

Mein Leben wirkte allmählig sehr wohlthätig auf mich ein; es war auch genugsam ausgefüllt. Die Knaben machten mir viel Freude, allerdings auch Arbeit genug. Am Tische gab es immer was zu erzählen, oder man gab sich Räthsel auf oder kramte sonst seine Wissenschaft aus, und niemand war da, der es übel nahm, wenn man etwas zu viel schwatzte. Daneben drängte eine Stunde die andere mit Unterricht oder mit Geschäften; zum Phantasieren und gar zum Langweilen hatte ich durchaus keine Zeit. Ich hatte auch ein tüchtiges Dienstmädchen, das mir den Tisch nach Verlangen und die Hausgeschäfte mit Genauigkeit besorgte. Eine Schwierigkeit erhob sich nur, wenn ich nach Speicher zur Braut gehen wollte, darüber, wo mein Zögling Hanhart, der jetzt noch an Heimweh litt, bleiben sollte, namentlich an Tagen, da der andere ebenfalls abwesend war. Doch bald gestattete meine Braut, daß ich ihn ja mitbringen könne. Wenn ich dann zum Besuch nach Speicher gieng, ließ ich ihn auf den Wiesen botanisieren, während ich selbst mich der Braut widmete.

Meine ehemaligen Studienfreunde Vogler, Hanhart und Schär waren erst jetzt mit ihrem Examen fertig geworden. Am 3. Juli hatten sie das philosophische, am 25. August die erste Abtheilung des theologischen und am 27. Oktober die zweite Abtheilung desselben gemacht. Am 30. Oktober wurde auch Kandidat Maron mit ihnen zur Probepredigt zugelassen. Hanhart und Vogler bestanden dieselbe gut; Schär und Maron dagegen sollten später noch einmal eine halten.

Vogler an Pupikofer. — Märstetten, 12. Nov. 1818. Lieber Freund! Von unserm theologischen Examen kann ich Dir, Gott sei Dank! gute Nachricht geben. Schonend, ungemein schonend — war es ihnen etwa nicht möglich, strenger zu sein? — zeigten sich gegen uns die Hrn. Examinatoren. Du weißt, welche Theile der Theologie nur noch übrig blieben: Dogmatik und Kirchengeschichte; wenige Fragen

blieben unbeantwortet; sie waren zu einfach. Außer diesem hatten wir noch einen theologischen Aufsatz und eine schriftliche Katechisation in Gegenwart einiger Herren zu machen. Das Thema von jenem war: Warum giebt uns die Offenbarung keine deutlichen und vollständigen Begriffe über die Glückseligkeit, die den Frommen jenseits erwartet? Welches sind die Begriffe, die wir von dieser Glückseligkeit haben? Und können sie uns genügen, um hinieden nach immer größerer Vollkommenheit zu streben? Die Katechisation erstreckte sich auf die vierte Bitte im heiligen Unser Vater.

Zwei Tage darauf mußten wir die Probepredigt halten, zuerst Schär, dann Hanhart, dann ich; Hanhart war aus allzu großer Bescheidenheit nicht ganz wohl mit sich selbst zufrieden. Nach der Probepredigt und einer kurzen Berathung wurden wir hineingerufen. Hanhart und mir wurde die Zufriedenheit bezeugt über unser Examen und unsre Probepredigt. Mit Schär dagegen schien man nicht recht zufrieden zu sein; man wünschte, daß er noch mit Maron (es schien ungerecht, Schär diesem vorzuziehen) eine zweite Probepredigt halte. Ein unerwartet harter Schlag für ihn, der sein Ehrgefühl ungemein verwundete! Man mußte schreckliche Folgen befürchten; denn er konnte sich beinahe nicht fassen. Bei seinem kältern Freunde Maron, zu dem er sich gleich nach der Probepredigt begab, suchte er Erleichterung und fand sie, gieng dann zum Herrn Antistes, kühlte seinen Zorn bei ihm etwas ab, zeigte sich noch unschlüssig, ob er eine zweite Probepredigt halten werde⁸⁹⁾ und stellte es dahin ab, daß er vorher noch mit seinem Vater darüber sprechen wolle. Seinen Vater besuchte er, fand ihn aber krank, und so theilte er ihm wahrscheinlich von der vorgefallenen Sache nichts mit. Jetzt ist er in Hüttweilen, vikarisiert abwechselnd dort und in Hüttlingen, und seinen Text zur neuen Predigt wird er, wie ich hoffe, bekommen haben. Unsere Ordination ist noch diesen Monat.

Es hat mich gefreut, in einer der letzten Zeitungen zu lesen, wie schön Zwingli's Tod in Zürich gefeiert wurde. Die Sache an sich gefällt mir wohl; aber (den Chorherrn) Schultheß (s. über ihn Heft 36, S. 57) sehe ich doch nicht gern überall an der Spitze; es thut mir

⁸⁹⁾ Am 29. Juni 1819 heißt es: Der Zutritt zur Probepredigt wird ihm, da er die ihm ertheilte Weisung, seine Ausbildung für das Predigtamt betreffend, nicht befolgt, erst nach einer vorhergehenden Prüfung bewilligt. — Am 22. Febr. 1820 und am 23. Aug. 1822 bestand er das Examen wieder schlecht. Darauf entsagte er dem geistlichen Stande, mußte zu weben anfangen und ward irrsinnig.

wehe, daß die zürcherische Jugend ihn wie ein Orakel verehrt; ich halte ihn nicht für eine glückliche Erscheinung für Zürich. Möge die Zukunft mich widerlegen, aber Schultheß ist in seinen Handlungen zu rasch, zu jugendlich, zu wenig moralisch; schade, daß nur sein Feuer, nicht seine Tugend es ist, die seine Schüler so mächtig an ihn fesselt; schade, daß er in den schwärmerischen Lobserhebungen dieser seinen Glanz und seine Größe sucht.

Von der unglücklichen Spannung zwischen dem Herrn Antistes und Fehr wirst du schon gehört haben; gleichwohl wird künftige Woche Hr. Fehr zum Stadtpfarrer ernannt werden. Die Provisor-Wahl ist noch nicht vor sich gegangen; auch Zehnder von Schaffhausen⁹⁰⁾, dem Hr. Pfr. Wenker sehr günstig ist, und der von Hrn. Prof. Georg Müller viele Empfehlungen hat, soll sich gemeldet haben.

Allmählig lernte ich den tiefern Sinn der Worte, womit Hr. Hanhart in Winterthur seinen Sohn charakterisierte, verstehen und meldete dem Vater meine gemachten Erfahrungen. Natürlich war nicht der Junge schuld, wenn er in den Kenntnissen zurück war, sondern seine frühern Lehrer in Winterthur. Dort hatte er, schrieb der Vater zur Entschuldigung, wenig Gründliches gelernt, und in den Nebenstunden, die er besuchte, war vieles mit ihm angefangen, aber nicht fortgesetzt und zu Ende geführt worden. Freilich gab er einige Fehler zu, die dem Sohne anklebten: er habe nie einsehen wollen, daß Selbstarbeiten ihm Nutzen bringen würde. Unhaltende Beschäftigung sei nie seine Sache gewesen; wenn es mir gelinge, diese bei ihm zu erwecken, so sei viel für ihn gewonnen. Die vorläufige Absicht gehe dahin, ihn entweder dem Handelsstand oder noch lieber einem mit diesem Stande verwandten künstlichen Handwerk zu bestimmen, wobei Kopf und Hände zugleich beschäftigt sein müßten.

⁹⁰⁾ Dieser Rasp. Zehnder hatte in Tübingen Theol. studiert; das Provisorat in Frauenfeld bekam er jedoch nicht, sondern der oft genannte Denzler. Dafür erhielt er die Lehrstelle an der damaligen Realschule in Weinfelden. Später wurde er Professor in Schaffhausen, und nach der Reorganisation des Gymnasiums (1851) als Direktor an die dortige Realschule versetzt. Er war der Vater Ferdinand Zehnders, Rektors in Zürich.

Ich sollte daher mit dem angefangenen Unterricht fortfahren, ihn neben der Erlernung der Geometrie fleißig zeichnen lassen, seien es Blumen oder andere Gegenstände, damit er Geschmack für das Schöne bekomme. Wenn ich glaube, ein Tagebuch zu führen könnte ihm förderlich sein, so sollte ich ihm Anleitung dazu geben u. s. w.

In meinem täglichen Leben begegnete mir nichts Besonderes, als daß mich einmal (Dienstag 15. Dezember) ein Gauner pressen wollte. Der Kerl kam unter die Kirchenthüre und wartete dann, nachdem er mich recht in Augenschein genommen, in einem Nachbarhause bis zur Vollendung des Gottesdienstes, indem er sagte, er hätte mit mir um Wein zu handeln. Sobald ich heim kam, rief mich die Magd hinunter, es sei jemand da, der mir Wein abkaufen wolle; er gebe vor, er sei von Trogen. Mit einiger Verwunderung, über das gaunerische Aussehen, doch ohne Argwohn wies ich den Menschen ab. Nachher erfuhren wir, daß er es an andern Orten, mit veränderter Angabe seiner Herkunft (er sei von Speicher) ebenso gemacht. In der Nacht riegelten wir alles, halb im Spaß, halb im Ernst. Doch nichts störte uns im Schlaf. Nun erst erzählte man, er habe in den Häusern, wo man ihn Weinprobe machen ließ, Schuhe und a. eingepackt.

Damals war die Rede davon, die Landstraße über Güttingen eingehen zu lassen, weil es einen nähern Weg von Konstanz nach St. Gallen gebe. Mich gieng das nur soviel an, daß ich eine gute Straße wünschte, so lange ich in Güttingen Pfarrer wäre. Immer gieng mein Ziel anderswohin; ich harrete auf einen mit meinen Freunden vereinigten Wirkungskreis.

Während um die Mitte des Christmonats das Appenzellerländchen in dichten Nebel eingehüllt war, hatten wir im Thurgau wenn auch nicht ganz heitern Himmel, so doch wenigstens noch eine Fernsicht über den See. Weil es so schön trocken war, gieng ich jeden Tag mit Hanhart spazieren. Er war damals allein im Pfarrhause; denn der andere Bögling befand sich, Un-

päßlichkeit halber, schon vierzehn Tage zu Hause, und im Gefühle, es wäre doch zu schwierig für ihn, war er nahe daran, seinen Plan zum Studiren aufzugeben.

Bald kam das Ende des Jahres 1818, das für mich so entscheidend gewesen! Da ich am Sonntag den 1. Februar⁹¹⁾ als Vikar die erste Predigt in Göttingen hielt, da betete ich inbrünstig zu Gott: „Du hast mich durch mein ganzes Leben geleitet, an mir oft ausgeführt, was im Anfange unmöglich schien; du hast mich dem Tode entrißen und dem Leben wieder geschenkt: schenke uns deinen Frieden, den uns keine Kreatur geben kann, den Frieden der ins ewige Leben dauert!“ Und dann redete ich, wie wir zum Frieden Gottes gelangen könnten, nämlich erstens durch Weisheit, welche glücklich macht, zweitens durch Liebe zu Gott und den Menschen und durch Rechtschaffenheit im Wandel. Diese Bitte um den Frieden Gottes, den ich mindestens so sehr als meine Gemeinde bedurfte, ist mir im Laufe des Jahres sichtlich gewährt worden; wenigstens habe ich den Weg dazu gefunden. Jener Aferweisheit, die mich zur Verzweiflung führte, gab ich den Abschied; jene Menschenverachtung, die mein Herz beschlichen, rottete ich aus meinem Herzen, durch freundlichen Umgang mit den Leuten. Ich hatte wieder Freude am Leben und am Wirken, besonders auch darum, weil ich eine liebende Seele gefunden.

1819.

Der Neujahrstag fiel diesmal auf einen Freitag, und am Sonntag d. 3. Januar sollte nach der Anordnung des evangelischen Theiles der Regierung die dritte Säkularfeier der Reformation bei uns gefeiert werden. Ich hatte schon im vorigen Jahre einige darauf bezügliche Bücher, deren damals eine Menge aus Deutschland herüberkamen, gelesen, namentlich solche

⁹¹⁾ Dieses Datum, das sich auf dem Msct. der Antrittspredigt befindet, welche mir Frh. Pupikofen nachträglich mitzutheilen die Güte hatte, präzisiert nun die Angabe auf S. 112.

friedlichen und verjöhnlichen Inhalts, z. B. Wahrheit in Liebe, von Jung=Stilling; Theoduls Gastmahl; Predigten und Reden bei der dritten Säcularfeier der Reformation u. a. Darum war ich auf die Mahnung, welche durch ein Rundschreiben von oben an die evangelischen Geistlichen des Thurgaus gerichtet wurde, vorbereitet; nämlich daß das Reformationsfest keineswegs den Zweck habe, unsere katholischen Mitbürger und Mitchristen zu beleidigen, und daß es traurig wäre, wenn durch dasselbe in die Herzen unserer Evangelischen feindselige Gesinnung gegen die, welche nicht unseres Glaubens sind, geweckt würde, weil dies dem Evangelium der Liebe entgegen stünde; allein Wahrheit müsse doch über alles gelten. Die Reformation sei die herrlichste Gabe des göttlichen Geistes; darum sei es Pflicht, sich ihrer von Herzen zu freuen, ihr durch ein freimüthiges Bekenntnis zu huldigen und das ohne alle Furcht vor den Menschen. Die Hauptsache sei freilich, daß wir von diesem durch göttliche Gnade uns geschenkten Lichte einen guten Gebrauch machten, die Bibel als das Wort Gottes ehrten, liebten, vor allem aber fleißig läsen und erforschten. Wir sollten als Kinder des Lichts wandeln, mit herzlich frommem Sinn, in kindlichem Glauben uns jeder christlichen Tugend befleißigen, wie es Epheser V, 8. 9 gesagt sei.

Um diese Zeit hielt ich einen Vortrag in unserer pädagogischen Gesellschaft von Lehrern und Geistlichen über den Volksgefang in Kirche und Leben; darin schilderte ich die Ursachen, weshalb der vormals so blühende Volksgefang in Ausartung begriffen sei, und forderte, daß die Uebung des Singens weltlicher und geistlicher Lieder einen Theil des Schulunterrichts ausmache; behauptete, daß der Pfarrer dem Bedürfnisse nach gutem Gesang wohl aufhelfen könne, wenn er die Gründung von Chören befürworte und unterstütze, damit das elende Geleier endlich verschwinde. Ich lehnte mich dabei an eine ähnliche Arbeit Heinrich Zschokkes in seinen „Ueberlieferungen“. Ich verwies auf die Fortschritte des Gesangs im Appenzellerlande, wo Landesfährnich

Tobler viele hübsche Lieder komponiert hatte. Bei dem Kirchengesang zog ich eine Parallele zwischen dem neuen Zürcher Gesangbuch und dem alten Lobwasser und beantragte, man solle das Zürcher Gesangbuch im Thurgau geradezu einführen. Der Aufsatz hatte großen Erfolg in unserer Gesellschaft; alle Mitglieder machten Schmollis mit mir, nur der Dekan und der Kammerer nicht. Die Abhandlung wurde nach Zürich geschickt, dort durch Abschrift vervielfältigt und unter zürcherischen und thurgauischen Geistlichen verbreitet. In Folge dessen wurde ich nachher Mitglied der ascetischen Gesellschaft. Dieselbe trug mir auch die Freundschaft des Kirchenrathes Sal. Bögelin, des Verfassers vom „Alten Zürich“ ein, mit welchem ich mehr denn zwanzig Jahre von da an in Briefwechsel blieb.

Auch meine pädagogischen Versuche an Hanhart trugen mir Lob ein. Der Vater schrieb mir gleich nach Neujahr, er habe seinen Sohn (der die Weihnachtsferien daheim in Winterthur zubrachte), theils an Kenntnissen, theils in seinem Betragen auffallend zu seinem Vorteil verändert gefunden habe und schätze sich glücklich, ihn unter meiner weisen und liebevollen Leitung zu wissen.

Mein Freund Denzler, der jetzt an Stelle des Pfarrers Fehr zum Provisor in Frauenfeld ernannt war, hatte mancherlei Schicksale erlebt. Ich habe bereits erzählt (S. 115), wie er im Jahre 1817 bei Bewerbung um eine Lehrstelle in Biel und Nidau nicht ankam und daher in Gottstadt an der Zihl, eine Stelle in meliorem fortunam annahm. Lange gedachte er nämlich daselbst nicht zu bleiben, da sein Gehalt zu klein war und der Ort seines Wirkens zu sehr von der Welt abgeschieden lag, außerdem die Familie des Pfarrers Zehender, dem die Anstalt in Gottstadt gehörte, mit bernischem Aristokratenhochmuth auf die angestellten Lehrer herunterblickte. Er war es, der mich in einem Briefe vom 12. April 1818 selbstlos aufmunterte, nach Pfingsten zu Hrn. Zellenberg gen Hofmühl zu

pilgern, um die Anstalt und das Leben daselbst näher anzusehen; er hatte Hrn. Fellenberg überzeugt, daß nicht schmutziger Eigennuß meinen Bestrebungen zu Grunde liege, sondern der edle Wunsch, in der Welt etwas Erhebliches zu leisten; daß es mir nicht an Muth fehle, das alte mir so übel stehende Gewand, in welchem sonst die meisten, wenn sie es einmal umgeworfen, zeitlebens stecken bleiben, mit einem neuen, weit besser stehenden zu vertauschen; er hatte Hrn. Fellenberg vermocht, mich aufzufordern, daß ich für einige Wochen bei ihm zu Gaste sei, damit ich zuerst mit dem Gange seiner Anstalten näher bekannt würde, und nicht, durch schimmernde Ideale getäuscht, es später bereuen müßte, aus den Güttinger Verhältnissen voreilig mich losgerissen zu haben. Denzler verließ dann im Sommer Gottstadt und kam als Lehrer zu Fellenberg nach Hofwyl, wo ihm anfangs eine untergeordnete Stellung angewiesen wurde, die ihm die ganze Pädagogik bei Fellenberg verleidete, so daß er, als die Provisorstelle in Frauenfeld offen ward, sich hierhin wandte. Er schrieb mir zu Anfang des Jahres 1819 u. a.:

Meine Verhältnisse in Hofwyl waren, als es sich um Frauenfeld handelte, ganz eigener Art. Oft auf dem Punkte, auf Frauenfeld Verzicht zu leisten, fand ich mich durch Fellenbergs Benehmen gleichsam gezwungen, mich mit Gewalt von Hofwyl loszureißen. Da ich nämlich immer noch mit einem angenehmen Wirkungskreise vertröstet worden, so glaubte ich, weil gleich nach den Ferien der Lehrer des Griechischen, Hr. Briegleb, seine Entlassung begehrte, den Zeitpunkt für mich vorhanden, wo ich auf Unterricht an obern Klassen Anspruch machen könnte. Es hatte allen Anschein, als dürfte ich größtentheils Brieglebs Stelle bekleiden, und Fellenberg selbst sagte mir davon, ohne daß ich in ihn gedrungen hätte. Doch was geschah? In den letzten acht Tagen, als Briegleb noch in Hofwyl war, langte ein reisender Jenaer Student an, machte Bekanntschaft mit den Herren Sachsen — und auf einmal hieß es, daß Herr Weber Herrn Brieglebs Stelle einnehmen würde. Dies war Anfangs Oktober (1818); in der Mitte dieses Monats dann besuchte mich Herr Brenner von Weinfeld und suchte mich für ihn zu gewinnen. Nun, was hätte ich thun sollen? Ich gieng also zu Fellenberg und erklärte ihm, daß ich, nachdem meine Hoff-

nungen getäuscht worden, sein Institut zu verlassen gedenke. Er hielt meine Erklärung für eine bloße Drohung, überhäufte mich daher mit Höflichkeitsbezeugungen, und ich hatte mehrere Male die Ehre, mit ihm Arm in Arm zu spazieren und mir Lustschlösser von Errichtung eines Instituts im Kanton Zürich vorspiegeln zu lassen. Vier Wochen später, und der Zeitpunkt war da, wo ich Fellenberg erklärte, daß ich nach sechs Wochen Hofwyl zu verlassen gesonnen sei. Jetzt zeigte sich der Mensch Fellenberg; ergrimmt, gab er mir zur Antwort: „Wenn Sie meine Verachtung mitnehmen wollen, so können Sie gehen!“ Mit diesen Worten schmetterte er die Thüre zu, ließ mich stehen, und ich hatte seit diesem Auftritte nie wieder ein Wort mit Fellenberg gesprochen. An den Weihnachtsferien (1818) beehrte ich von ihm die Rechnung und erhielt sie richtig, nachdem ich noch aufgefordert worden, einen Bericht abzustatten über die mir anvertrauten Schüler.

Und wie sah es sonst in Hofwyl aus bei meiner Abreise? wirst Du denken. Verworren, verworren! Sechs Wochen früher hatte Andreas Stäheli mit Fellenberg gebrochen und wäre wahrscheinlich schon nicht mehr in Hofwyl, hätten ihn nicht seine ökonomischen Verhältnisse zurückgehalten. Du wirst Dich erinnern, daß ich Dir früher etwas von einem Collegium geschrieben habe, welches aus den Lehrern hätte errichtet werden sollen. Fellenberg machte anfangs Hoffnung; allein er zog sich später wieder zurück, und so kamen ihm diese auctores collegii, Stäheli an ihrer Spitze, in die Haare. Bei meiner Abreise gab mir Stäheli einen Brief an Herrn Landammann Anderwert und sagte mir gleich sub rosa, daß er, sobald er mit seiner Rechnung im Reinen sei, Hofwyl verlassen werde, um sich auf die Rechtswissenschaft zu legen, zu welchem Ende hin er seine Regierung um ein Stipendium angehen werde. Sollte er es nicht erhalten, so würde er nichts desto weniger, wenn auch auf einem schwereren Wege, nach seinem Ziele streben. Ein heute von ihm empfangener Brief bestätigt das Gemeldete, und Stäheli dürfte bald nach Wien verreisen. Von den andern Lehrern in Hofwyl nichts!

In Frauenfeld lebe ich so ziemlich angenehm, von meinen Schülern geachtet, habe aber dabei auch Geschäfte genug. Täglich fünf Stunden Unterricht und dann noch zwei Privatstunden für drei Studierende, die gerade jetzt den Cicero lesen und im Griechischen den Homer beginnen werden. Zudem muß ich immer mit einer Predigt bereit sein, um im Nothfall auszuweichen.

Dein Denzler, Provisor.

Von Andreas Stäheli erfuhr ich durch Denzler am 22. März, daß derselbe plötzlich von Hofwyl nach Bern übergesiedelt sei; gegenwärtig sei er bei Prof. Döderlein, dem Philologen, in Bern und lese fünfzehn Studierenden privatim alte Geschichte. Sein Augenmerk sei jetzt auf Basel gerichtet. Zugleich mit Stäheli hätten auch Müller⁹²⁾ und Ratusch dem Hrn. von Fellenberg gekündet; allein Müller sei zum Verräther geworden. Ich war ihm längst einen Brief schuldig und schrieb ihm um diese Zeit.

An Herrn Stäheli. — Lange schon erinnern mich Gewissensvorfürfe an das Versprechen, das ich Ihnen gethan habe; aber von einer Zeit zur andern wurde seine Erfüllung aufgehoben, weil ich noch manches vorher geschehen wünschte, was auch jetzt noch nicht geschehen ist. Sie erinnern sich der Stimmung, in der ich von Ihnen schied. Meine Unentschlossenheit hielt noch geraume Zeit an, und als ich endlich meine Pläne bei mir selbst berichtigt hatte, konnte ich noch nicht wissen, ob es mit der Ausführung ganz gelingen werde. Im Bewußtsein einer solchen Unbestimmtheit meiner Verhältnisse mochte ich mich an keine Korrespondenz wagen, weil ich entweder durch Weitläufigkeit dem Freunde oder durch Verschwiegenheit mir selbst lästig zu werden fürchtete. Ihren Hrn. Vater sprach ich schon einigemal hier in Göttingen, und er trug mir herzliche Grüße an Sie auf, erzählte mir auch umständlicher, was Sie selbst mir gedrängter von Ihrem merkwürdigen Lebenslaufe mitgetheilt hatten. Ungeachtet ich aber in der Unterhaltung ihm mein Vergnügen nicht verbergen konnte, ihn kennen gelernt zu haben, sowohl weil er Ihr Vater ist, als auch weil so viel gesunder Sinn in ihm wohnt: so habe ich mir doch nie die Zeit genommen, ihm (in Sommeri) einen Besuch zu machen, was Sie mir verzeihen werden, wenn ich Ihnen sage, daß alle meine müßige Zeit einem Gegenstande gewidmet war, um dessentwillen man sogar die eigenen Eltern außer Acht zu lassen im Stande ist.

Als ich von Hofwyl nach Hause reiste, ward immer fester die Alternative, entweder die Hand des trefflichsten Mädchens, das ich kenne, oder die weite Welt! Weil ich bis jetzt meine Entschlossenheit

⁹²⁾ In dem Werke: Müller Theod. (des Veteranen von Hofwyl) Leben und Wirken von Papst. 3 Thle. Aarau 1861-63 — findet sich nichts darüber.

nicht verhehlte, war es bald entschieden: ich ward Bräutigam, bewarb mich um die Pfarrstelle ⁹³⁾ und war so ganz mit mir beschäftigt, daß für meine Freunde nur flüchtige Augenblicke übrig blieben. Erst seit einigen Tagen sind aber meine Bedenklichkeiten ganz gehoben; es hätte sich immer noch zutragen können, daß ich noch wäre geschleudert worden, und darum mochte ich mir weder bei Ihnen noch bei Hrn. Fellenberg den Weg verschließen. Die Gründe darf ich dem treulosen Blatte nicht anvertrauen.

Mit meinem Lebensplan änderte sich auch mein Studienplan. Ich gewinne sehr viel Interesse an der Geschichte meines Vaterlandes und excerpiere über die Schicksale unseres Thurgaus. Die Ernte ist freilich sehr traurig ⁹⁴⁾; denn wo der Thurgau noch kraftvolle Männer gebar, fanden sie nur in der Ferne ihren Wirkungskreis. Fäsi ⁹⁵⁾ Manuscript hat mir der Administrationsrath zur Benützung schon zugesagt. Herr Anderwert ⁹⁶⁾ verwies mich an Hrn. Oberrichter Locher.

Ich glaubte einiges Heil für die dunkle Zeit der ersten Jahrhunderte in der Sprachforschung zu finden. Die Celten und Hetrusker, die Gallier und Alemannen und Franken: sollten sie ganz isoliert dastehen? Und wenn die Geschichte Spuren ihrer Verwandtschaft aufweist, muß die Sprache nicht Bestätigung geben? Ich stehe noch ganz an der Pforte und häufe Vermuthung auf Vermuthung, um mich desto mehr in der Untersuchung zu stärken; jetzt möchte ich Ihnen aber noch nichts mittheilen.

In der That nahm ich nun wieder einen neuen Anlauf zum Studium der Geschichte des Thurgaus. Am 4. September

⁹³⁾ P. wurde Bräutigam den 10. Juli 1818 (oben S. 123), bewarb sich um die Pfarrstelle in Güttingen den 4. Aug. 1818 und wurde daselbst installiert im Oktober.

⁹⁴⁾ Ueber die Dürftigkeit der Quellen hatte er sich schon den 21. Juni 1818 (oben S. 121) beklagt.

⁹⁵⁾ Joh. Konrad Fäsi (1727—1790) hatte als Hauslehrer in der Familie eines zürch. Beamten zu Pfyn Muße gefunden, die Geschichte der Landgrafschaft Thurgau von den ältesten Zeiten an zu durchforschen. Sein Msct. in 2 Bdn. wurde 1811 der Thurg. Kantonsbibliothek geschenkt.

⁹⁶⁾ Ueber den Landammann Anderwert s. die Schrift von Rektor Mörkofer. Frauenf. 1842.

des vorigen Jahres hatte ich mich an meinen ehemaligen Lehrer, Pfarrer Gutmann in Greifensee, um Mittheilung einiger historischer Werke gewendet; derselbe war aber, wie er mir zu Ende des Jahres schrieb, in dieser Materie nicht bewandert.

Geschichte ohne viros clariores, meldete er, befriedigt mich nicht, und ich hielt bei den Glarner- und Appenzeller-Chroniken, die mir in die Hände fielen, nicht bis zur 50sten Seite aus; ich mochte anfangen, wo ich wollte. Ueber Ihre Idee wird mich die Ausführung eines erfreulichern überzeugen. Ich kenne der wackern Thurgäuer — mit Ausnahme jenes gefolterten Kesselrings (und allenfals Goldasts und Bucelinus) und unter den Lebenden zwei, deren der eine (R. Hanhart) in Basel, der andere im Oberthurgau lebt und kämpft — wenige, und neben die Minnesinger würde ich allzueifrig den nach Holland durch Thurgauer-Chifane verbannten Schneider (?) zu setzen gelüsten; er hat es ebenso gut gemeint.

Mehr Anregung für meine historischen Studien fand ich bei dem Pfarrer Fuchs⁹⁷⁾ in Niederhelfenschwyl, der mir sehr erwünschte Auskunft über Quellen und Hilfsmittel geben konnte. Gleichzeitig erfuhr ich, daß die thurg. Regierung Jäsis Mjet. in Verwahrung hatte. Ich wandte mich daher an den Landammann Anderwerth.

Güttingen, den 14. April 1819. — Zwar mit einiger Schüchternheit, aber auch mit Vertrauen auf Ihr schon oft erfahrener Wohlwollen wage ich es, Ihnen eine Bitte zur Beförderung meiner Privatstudien vorzulegen. Durch Ihre Unterstützung im Reime schon gepflegt, und durch Ihre Ermunterung später entwickelt, mag sich die geringe Wissenschaftlichkeit, die ich schon erworben, allein Ihrer würdig machen, wenn ich dieselbe auch jetzt noch zu verwerthen suche und die Zeit, die mir mein Amt übrig läßt, dazu verwende.

⁹⁷⁾ Idefonds Fuchs, geb. 1735 zu Einsiedeln, ward Conventual und Archivar des Benediktinerstifts Rheinau und fand dort durch P. van der Meer Anleitung zu historischen Forschungen, schrieb eine Gesch. der Grafen von Nellenburg (Mjet. in Trogen). Gedruckt sind: Leben des Gilg Tschudi 1805; die mailändischen Feldzüge 1810—12. Er starb als Pfarrer in Nieder-Helfenschwyl im Kt. St. Gallen an der Thurg. Grenze.

Zum Theil ist es Ihnen schon bekannt, daß die Geschichte das Fach war, das vor allen andern mich anzog. Ueber den großen und mannigfaltigen Wert derselben herrscht bei den Sachverständigen nur eine Stimme; darum möchte es etwas Unnöthiges sein, vor Ihnen meine Wahl zu rechtfertigen. Allein das Feld der Geschichte ist so ungeheuer, daß ich nothwendig fand, einen besondern Theil derselben auszuwählen. Auch erscheint die Geschichte nur in den Einzelheiten mit ihrem unterrichtenden und belebenden Geiste. Wollte ich mich also mit einer Partikular-Geschichte vorzüglich vertraut machen, was konnte ich anders wählen, für was Näherliegendes mich entscheiden, als für die Geschichte des Landes, wo ich zu leben das Glück habe, die Geschichte meines Vaterlandes, das mir in so mannigfaltiger Beziehung schon so theuer geworden ist?

Obgleich aber aus der ältern Zeit manche Spur vorhanden ist, und in wilder Ruine dem Wanderer noch feste Kraft und alte Pracht verkünden, schweigen doch die gewöhnlichen Geschichtsbücher von dem Schicksale, das in den fruchtbaren Thälern der Thur und an den reizenden Ufern des Bodensees mächtig waltend baute und zerstörte. Sie schweigen von den lieblichen Gesängen unserer Weisen, die im Abendrothe des Mittelalters die schönen Tage der heutigen Dichtkunst vorbereiteten. Oder wenn noch das Lob der Minnesänger verkündet wird, so eignen sich unsere Nachbarländer den Ruhm derselben zu, und niemand verdankt unserm Lande, was die ganze gebildete Welt auch in der veralteten Form jetzt noch ergötzt.

Solche und ähnliche Gedanken bewogen mich also, aus der dunkeln Vergangenheit ans Licht hervorzusuchen, was der Wißbegierde jedes vaterlandsliebenden Menschen von hohem Werthe sein muß. Was v. Müller nur angedeutet und ab Arx⁹⁸⁾ nur kurz berührt, habe ich mit Hilfe einiger andrer Hilfsmittel weiter zu ergänzen gesucht und von den Jahren 400—800 manches gefunden, das selbst von jenen so achtungswerthen Männern unbeachtet geblieben war. Ich dürfte mich dessen nicht rühmen, wenn nicht selbst der Historiker Herr Fuchs mir darüber seinen Beifall gegeben und mich aufgemuntert hätte.

Allein ich finde zu viele urkundliche Lücken, um den Muth zu weitem Fortschritten zu haben; ungern gäbe ich gleichwohl das An-

⁹⁸⁾ Idelfonds v. Arx (1755—1833), Conventual des Stiftes zu St. Gallen, schrieb Geschichten des Kantons St. Gallen 3 Bde. 1810—13 nebst Zusätzen 1830. Ueber sein Leben s. Neujahrsblatt des histor. Vereins v. St. Gallen 1874.

gefangene auf. Sie werden es darum nicht ungütig aufnehmen, wenn ich Sie um die Erlaubnis bitte, das in Ihren Händen liegende Mss. Thurgauischer Geschichte von Prof. Fäsi zu benutzen. Daß ich Ihr Zutrauen und Ihre Güte mit weiser Vorsicht ehren werde, dafür bürgere ich Ihnen mit meiner Redlichkeit.

Mit der angenehmen Hoffnung, daß Sie meinem Wunsche gütigst entsprechen und die Versicherung meiner wahren Hochachtung genehmigen werden, verharre ich Hochdero ergebenster
Pupikof er.

Ich bekam darauf folgenden Entscheid des Kleinen Rathes:

Wir haben dem mit Ihrer Zuschrift vom 14. d. Monats uns vorgetragenen Ansuchen mit Vergnügen entsprochen und daher verfügt, daß Ihnen die in der Kantonsbibliothek liegende Handschrift des Herrn Professors Fäsi über die Thurgauische Geschichte zur Benutzung bei Ihrer vorhabenden Arbeit für die Zeit eines Vierteljahres zugestellt werde. Sie wollen also dafür sorgen, sie auf eine sichere Art in Empfang nehmen zu können. Frauenfeld, 20. April 1819.

Ich pilgerte also nach der Hauptstadt und bekam den kostbaren Schatz ausgeliefert, den ich mit großer Freude nach dem Bodensee in mein Pfarrhaus entführte. Als bald setzte ich mich dahinter und veranstaltete einen Auszug daraus, der zuletzt einen mäßigen Quartanten füllte, und den ich später immer wieder zu Rathe ziehen und ergänzen konnte.

Einige Tage darauf, am 26. April, besuchte mich, da in Frauenfeld gerade Markt war, Herr Provisor Denzler, der mit mir viel zu verhandeln hatte wegen der Errichtung eines Instituts. Auch sollte eine kantonale Helferstelle eingesetzt werden, zu deren Uebernahme er mich überreden wollte. Ich hätte, meinte er, ein vergnügtes Leben, alle Sonntage bald in der Nähe, bald in der Ferne, bald unten bald oben im Kanton zu predigen; die Woche durch würden wir unser Institut in Frauenfeld mit einander besorgen; auch könnten wir etwas Rechtes wirken, indem dann ich, Hr. Denzler und Hr. Benker als traute Freunde immer einander treu helfen und einander gut ver.ehen würden. Da ich aber meinen Jugendtraum bereits versenkt hatte, so gab ich abschlägigen Bescheid, obwohl eine Auseinandersetzung mit

den Kirchenvorstehern mir Denzlers Plan hätte beliebt machen können.

Es war nämlich dies und jenes im Pfarrhause von Güttingen zu reparieren, und man hatte mir versprochen, diese Reparaturen sogleich nach Ostern vorzunehmen. Nun wollten aber keine Zimmerleute und keine Maurer erscheinen; ich fragte, woran es doch fehle, und bekam ausweichende Antworten. Um die Sache vom Flecke zu bringen, ließ ich die Vorsteher zusammenkommen und brachte nun heraus, daß sie kein Geld mehr zu verbauen hätten. Wenn man, sagten sie, immer auch wüßte, wie lange ein Pfarrer bleibe, so könnte man wohl eher sich etwas kosten lassen für Reparaturen; aber die Pfarrer wechselten so oft ihre Stellen, und jeder neue, der einziehe, wolle die Einrichtung des Pfarrhauses wieder anders haben. Hätte mein Vorgänger mir nicht zum voraus gesagt, daß das die gewöhnliche Sprache der Kirchenvorsteher sei, ich hätte wahrscheinlich nicht recht gewußt, was ich daraus machen müßte. Da ich aber eine Drohung durchblicken ließ, so wurden die Leute vernünftig; allein die Arbeiten giengen so verzweifelt langsam vor sich, daß sie erst bis zum Juni fertig gebracht wurden.

Am 21. Juni war unser Hochzeitstag. Pfarrer Gutmann in Greifensee, vormals mein Lehrer in Frauenfeld, kopulierte uns in der Kirche zu Gachnang. Zu Frauenfeld hielten wir unser Hochzeitsmahl; dann begleiteten uns mehrere Freunde, und als wir auf der Straße von Kreuzlingen her nach Güttingen fuhren, wurden wir von der Vorsteherchaft feierlich begrüßt und zogen unter dem Klange sämtlicher Glocken ins Pfarrhaus.

Am 3. März dieses Jahres war ich von der St. Gallischen naturwissenschaftlichen Gesellschaft auf Veranlassung meines Schwagers Rüschi zum ordentlichen Mitglied ernannt worden. Diese Gesellschaft war noch jung (gegründet 29. Jan. 1819) und rührig, so daß ich hoffen konnte, in ihren Versammlungen mannigfache Belehrung auf einem Gebiete zu empfangen, für das

ich immer viel Interesse hegte. Man kam monatlich einmal, je Mittwochs, in St. Gallen zusammen, hörte Referate und Diskussionen an und pflegte Freundschaft unter einander. Aus dem Thurgau waren Mitglieder: Reg.-Rath Freymuth von Frauenfeld, Dr. Brunner von Dießenhofen und Dr. Scherb von Bischofszell.

Nach den Uebersichten über die Verhandlungen der St. Gallischen naturwissenschaftlichen Gesellschaft, Heft I—XV. 1819—1842 hielt P. im Laufe der Zeit folgende Vorträge in dieser Gesellschaft.

- Heft 1. 1819—20. S. 29—31: Ueber die Entbehrlichkeit der Weinpfähle und das Rehren der Trauben.
- 2. 1820—21. S. 8—9: Ideen zu e. Gesch. der Physik nebst e. Beitrag zur Gesch. des Torfs in der Schweiz.
- 7. 1825—26. S. 47—49: Lebensgesch. des Jak. Christoph Scherb von Bischofszell.
- 9. 1827—28. S. 10: Blitzschlag in Bischofszell am 21. IV. 1828.
- 10. 1828—29. S. 27: Verminderung des Ertrages vom Weinstock.
- 11. 1829—30. S. 9—13: Besuch der vulkanischen Stelle im Bolognesischen. Zufrieren des Bodensees.
- 12. 1834—35. S. 82—84: Alte Fischerordnung vom Untersee.
- 14. 1836—37. S. 10: Fauna und Flora des Thurgaus.
S. 12: Bevölkerungsbewegung im Thurgau.
- 15. 1837—42. S. 6: Lebensdauer im Thurgau.

Mein Schwager wollte mich überreden, in die allgemeine schweizerische naturforschende Gesellschaft einzutreten. Ich äußerte ihm meine Ansichten darüber folgendermaßen:

Göttingen, 13. Heumonath 1819. — Mein lieber Schwager! Unser fester Entschluß ist, auf den 26. d. M. nach St. Gallen zu kommen. Die Eröffnungsrede des Herrn Präsidenten wird mich sehr interessiren, und darum werde ich die Einladung mit Dank annehmen. Befremdet hat es mich übrigens, daß er uns nicht zu hospitieren erlaubt hat, da ich doch weiß, daß vor zwei Jahren in Zürich einige Nicht-Mitglieder den Verhandlungen haben beimohnen dürfen. Die Glieder der Gesellschaft kenne ich dem Namen nach noch nicht, finde auch, daß es für einen jungen Mann in einem solchen Verein schwer hält, mit berühmten Männern anders in Berührung zu kommen als vermittelt der Sehkrast, was für mich Kurzsichtigen so viel Interesse

nicht hätte. Ich im besondern — was bei Dir der Fall nicht ist — habe in der Naturwissenschaft wenig gethan, muß also bei allfälligen Gesprächen stummer Zuhörer sein oder den wißbegierigen Schüler spielen: welsch beides mir nicht die angenehmste Rolle ist. Bei dir ist dies nicht so; darum möchte also ich nicht, daß du thätest, was ich thue.

Mein größerer Wunsch wäre, in die Gesellschaft der vaterländischen Geschichtsforscher zu treten; da könnte ich miträsonnieren, könnte etwas hören, was ich besser verstände und mehr anzuwenden wüßte; da würde ich mit Männern Bekanntschaft machen, die mir rathen und helfen könnten. Nicht daß ich die naturwissenschaftliche Gesellschaft nicht sehr hoch schätze und mich besonders des engern st. gallischen Kreises freue: es ist mir dadurch eine Veranlassung gegeben, von dieser Seite nicht ganz zurückzubleiben, und ich werde mir nie eine Nachlässigkeit in dem Besuche derselben zu schulden kommen lassen. Diese Nutzbarkeit nun finde ich aber in der größern (gesamtschweizerischen Gesellschaft) schon wieder nicht. Die Versammlungen sind nur alljährlich, an entfernten Orten, deswegen kostbar, und ihr Besuch mannigfaltigen Schwierigkeiten unterworfen, so daß ich nicht absehe, wie ich ihnen allemal beimohnen könnte. Ob der bloße Titel mir etwas helfen werde? Schwerlich. Eines der schwächern Mitglieder unserer Gesellschaft würde mich als Gesellschaftsmitglied nicht vermögen, ein Buch von seiner Fabrikation zu kaufen oder günstiger von ihm zu urtheilen als von einem andern Verfasser, der mit uns nicht in diesem Verhältnisse stände. Eine Ehrenernennung wäre auch viel ehrenvoller als eine erbetene und würde noch viel mehr Respekt einflößen, und eine solche wäre wohl leicht zu erhalten, wenn eine Schrift wie Deine Bäder⁹⁹⁾ den Naturforscher beurfundet haben. Und was dann der letzte Grund ist und der wichtigste: in einer Wissenschaft, die man so zu sagen nur dem Namen nach oder wenigstens bloß oberflächlich kennt, gibt man bei Unterhaltungen leicht Blößen und hat man einmal solche von jemanden gefunden, so ist der Kredit für lange Zeit verloren, und man braucht doppelte Mühe, bis man nur das Verdorbene wieder gut gemacht hat.

⁹⁹⁾ Gabr. Rüschi veröffentlichte ein werthvolles Werk über schweizerische Balneographie: Vollst. Handbuch der Bade- und Trink-Curen überhaupt, oder Anleitung zu deren richtigem Gebrauch mit bes. Betrachtung der schweiz. Mineralwasser und Badeanstalten. 3 Bde. Ebnat, Bern und Chur 1825—32. Anfänglich ließ der Verf. das Werk im eigenen Verlag erscheinen; nachher kaufte ihm der Buchhändler Dalp die beiden ersten Bände ab und ließ noch einen dritten hinzufügen.

Dies sind die Bedenklichkeiten, die ich hege, mich als Mitglied in die schweizerische naturforschende Gesellschaft aufnehmen zu lassen. Bei dir finden sie alle nicht statt. Darum thue, was du willst! Vielleicht daß ich mich dann nach einigen Jahren von dir in denselben Kreis werde einführen lassen, wenn ich hoffen kann, empfänglicher und fähiger für ähnliche und gegenseitige Mittheilungen zu sein. ¹⁰⁰⁾

Uns geht es übrigens sehr wohl, und was mich am meisten freut, meine Frau hat noch kein Heimweh, ob sie gleich gerne den Tag kommen sieht, der sie zu ihren Eltern und zu dir zurückführt.

Im Oktober hielt ich in der st. gallischen naturforschenden Gesellschaft meine ersten Vorträge; zunächst las ich meine Abhandlung über die Entbehrlichkeit der Weinpfähle (oder „Rebstecken“). Indem ich auf die Nothwendigkeit, soviel möglich von dem Auslande unabhängig zu werden, hinwies, fand ich es verdienstlicher, dahin zu trachten, den Weinbau weniger kostspielig zu machen, als ihn zu Gunsten des Getreidebaus zu beschränken. Der Kanton Thurgau zahle jährlich 8—9 Gulden für die Weinpfähle auf eine Suchart Reben an das Ausland, weil sie aus den eignen, schlecht besorgten Waldungen schwer zu ersetzen seien. Daher der Versuch, sie entbehrlich zu machen. Der Schweizerbote vom J. 1817 habe bereits Vorschläge hiezu

¹⁰⁰⁾ Einige Jahre später ließ er sich wirklich in Schaffhausen zum Mitglied der schweiz. naturforsch. Gesellschaft aufnehmen und erhielt darüber folgendes Brevet: Societas naturæ scrutatorum Helvetorum scientiam dulcissimam fovere perinde ac patriæ almæ commoda promovere cupiens sodalium suffragiis virum illustrem, Pupikofer Diaconus (sic!) in Episcopicella, sodalem sibi optat, legit et his ipsis literis publice vult esse declaratum. Quo benevolentiae suæ testimonio id se impetraturam esse sperat, ut inventa observataque communicet, societatisque existimationi et utilitati consulat, favore denique et benevolentia sodales complectatur. Datum Scaphusiæ Helvetorum die 28 Julii 1824.

Johannes Conradus Fischer, ferri-fodinarum Scaphusianarum præfectus, societatis præses. G. M. Stierlin, præsidis pro tempore vicarius. Joannes Ludovicus Peyer, secretarius. J. Jac. Mezger, p. t. secretarius.

gegeben; auch Hr. Pfarrer Ludwig in Altnau habe Versuche gemacht, Weinpfähle zu ersparen, indem er in die Mitte von 4 Reben einen Weinpfahl steckte und an diesen die Zweige derselben, wie in einen Giebel vereinigt, befestigte. Ich schlug vor, das Verfahren der alten Römer mit einigen unserm Klima angemessenen Abänderungen in Anwendung zu bringen. Man befestige, rieth ich, zwei Stangen gleich einem Joche, die eine etwa 6 Zoll, die andere 18 Zoll über der Erde, längs der Reihe der Reben, binde im Frühling die Zweige derselben an die untere, die im Sommer aufschießenden neuen Zweige an die obere Stange. Hierdurch werde der Schatten vermindert und die Frucht mehr der Sonne ausgesetzt. Man könne auch die Zahl der Stangen auf die Hälfte vermindern, wenn man sie zwischen zwei Reihen Reben hinziehe, so daß eine Reihe von der untern, eine andere von der obern Seite an dieselben befestigt werde.

Ein anderer Gegenstand, ebenfalls den Weinbau betreffend, gab mir Veranlassung, mich an den Verhandlungen zu bethätigen. Jemand machte der Gesellschaft ein Geschenk mit Herrn Jakob Forrers kleiner Schrift: Einfaches Mittel, das jog. Nehren der Trauben zu verhindern und die Reife derselben um 8—14 Tage zu befördern. Winterth. 1819, nebst dem von ihm beschriebenen und empfohlenen Werkzeug. Die Mittheilung dieses Geschenkes und die Besprechung von Hrn. Lambryz aus Mandres Erfindung, vermittelst Circular = Einschnitte das Abfallen der Traubenbeeren bald nach der Blüte zu verhindern und ihre Zeitigung zu befördern, veranlaßten mich zu bemerken: die Erfindung sei gar nicht neu; Hr. Meyer v. Knonau habe schon vor vielen Jahren eine ähnliche Behandlung an Bäumen, die wegen zu starken Wachsthumß keine Früchte trugen, versucht und empfohlen; es sei eine bekannte, an Kirsch- und a. Obstbäumen gemachte Erfahrung, daß, wenn ein Ast zerbrochen werde, die Blüten und Früchte im gleichen Jahre sich dichter ansetzten und früher ausreisten, daß er aber im zweiten oder sicher im dritten Jahre ab-

sterbe; dies gleiche Verfahren, auf den Weinstock angewendet, habe immer noch ein Bedenkliches hinsichtlich eines nachtheiligen Einflusses auf die Lebensdauer und das kräftige Wachsthum der Pflanze.

Um diese Zeit wurde man in der Schweiz beunruhigt durch die Vorgänge in Deutschland. Das deutsche Volk war nach den Befreiungskriegen zum häuslichen Herde zurückgekehrt, um in stiller Thätigkeit die geschlagenen Wunden heilen zu lassen. Da sandten schmeichlerische Höflinge aus feigem Versteck giftige Pfeile in Wort und Schrift gegen das erhebende Andenken der Deutschen an die heldenmüthige Zeit: die Befreiung des Vaterlandes sei nicht durch die Begeisterung und die Opferfreudigkeit des Volkes zu stande gebracht worden, sondern durch den Befehl des Königs von Preußen; die Bestrebungen der patriotisch gesinnten Männer hätten jetzt keinen Zweck mehr, seien vielmehr schädlich, indem sie auf geheime Umtriebe zum gewaltsamen Umsturz der bestehenden Ordnung ausgiengen. Derartige Verleumdungen erregten mit Recht einen wahren Sturm der Entrüstung namentlich in den Kreisen der Professoren und Studierenden und führten zu der etwas theatralischen Demonstration, welche die meist aus protestantischen Norddeutschen bestehende Burschenschaft am 18. Oktober 1817 zum Andenken an die Reformation und zugleich an den Sieg bei Leipzig auf der Wartburg bei Eisenach feierte. Wo es möglich war, wagten freiere Zeitungen den verletzten Gefühlen gebildeter Volksschichten scharfen Ausdruck zu geben. Das führte zu reaktionären Maßregeln von seite der volksfeindlichen Richtung, und ehe man sich versah, war es in Deutschland, namentlich in Preußen, dahin gekommen, daß die, welche dem Staate die größten Dienste geleistet hatten, wie Görres, Jahn, Arndt u. viele a., als Feinde desselben verfolgt wurden. Schon im Jahre nach dem Wartburger Feste sah sich der monarchische Kongreß zu Aachen veranlaßt, entliche Maßregeln gegen die Freiheitsäußerungen in Deutschland zu beschließen. Unglück-

Sicherweise geschah eine That, welche diese Maßregeln als berechtigt erscheinen ließ. In Mannheim lebte der bekannte Dramendichter Aug. v. Rozebue; dieser Mann schien wegen seiner Zeitungsartikel und insbesondere wegen seiner Berichte an den Kaiser von Rußland über den Stand der öffentlichen Meinung in Deutschland als Spion thätig zu sein, um der Reaktion Schergendienste zu leisten. Ein schwärmerischer Student, Karl Ludwig Sand aus Wunsiedel im fränkischen Bayern, fühlte sich berufen, das Vaterland an diesem Verräther zu rächen. Er reiste nach Mannheim und ermordete dort am 23. März 1819 den verhafteten russischen Staatsrath v. Rozebue. Diese That brachte um so größere Aufregung hervor, als kurz darauf ein verrückter Mensch auch einen Mordversuch auf den nassauischen Regierungspräsidenten machte. Jetzt schien es an den Tag gekommen zu sein, daß in Deutschland eine geheime Verschwörung gegen die Regierungen vorhanden sei. Diese, durch Metternich beeinflusst, benutzten daher das Vorgefallene, um die bedrohte Ordnung und Sicherheit durch Unterdrückung der bisher gestatteten Freiheiten zu schützen.

Im Juni 1819 begann die Treibjagd gegen die Freiheit. Alle Turnplätze wurden geschlossen; Jahn nebst vielen Studenten ward verhaftet, ebenso Arndt; Görres konnte entfliehen. Man berief auf den 6. August einen Kongreß von Gesandten aller deutschen Staaten nach Karlsbad, wo unter Metternichs Einfluß noch weitere Maßregeln namentlich gegen die lehrende und lernende Welt verabredet und ins Werk gesetzt wurden.

Die deutschen Fürsten ließen sich verblenden, so daß sie den Geist der Zeit nicht mehr begriffen. Preußen, und ihm nachahmend die übrigen Staaten, verhafteten eine Menge getreuer Volkzredner und beschuldigten sie der Verbrechen, die sie nicht begangen hatten; dadurch senkten sie in die Herzen der Vaterlandsfreunde den Keim zu den Wünschen, was zu thun wäre, um sich von der Fessel frei zu machen. Rußland stellte ein Heer

in Polen auf, vielleicht um bei jeder Unruhe schnell bei der Hand zu sein.

Es schien, als ob diese Bewegung in Deutschland ihren Rückschlag auch auf unsere Schweiz ausüben sollte. Von Andreas Stäheli habe ich (S. 142) erzählt, wie er sich mit Hrn. v. Fellenberg in Hofwyl entzweite und im Februar 1819 nach Bern übersiedelte. Dort las er bis zum August als Privatdozent an der Hochschule über deutsche Geschichte und äußerte sich dabei ganz im Sinne der Jugend Deutschlands über die Reaktion.

Im Juli hatte dieser Stäheli¹⁰¹⁾ von einem Freunde in Neuwied einen Brief erhalten, worin man ihm den russischen Hofrath Ritter von Hammel als einen Mann verzeigte, der im Auftrage der russischen Regierung Deutschland und die Schweiz bereise und besonders Schulen und Universitäten zum Gegenstande seiner Erkundigungen und Berichte mache. Später erfuhr Stäheli, daß Hr. v. Hammel wirklich in Bern angelangt und beim Falken abgestiegen sei, und daß er nach einem kurzen Besuche in Hofwyl bereits die Aeußerung gethan habe, „die Lehrer in Hofwyl seien lauter Jakobiner, die Anstalt eine Geldspeculation, und die Schule habe wenig zu bedeuten.“ Obgleich in Unfrieden von dem Vorsteher in Hofwyl geschieden, gerieth Stäheli in gewaltige Aufregung, suchte den Hofrath im Gasthof zum Falken auf und gerieth daselbst sofort in einen heftigen Wortwechsel mit Hrn. v. Hammel, indem er ihm nicht nur die Ausdrücke „Fürstentnecht“ und „Hund“ an den Kopf warf, sondern durch eine zufällige Bewegung der Hand gegen eine Busentasche den Gegner in den Wahn versetzte, daß es sich um sein Leben handle. Erschrocken rannte der Hofrath in schnellen Sätzen die

¹⁰¹⁾ Aufschluß über die Verweisung des Privatdozenten Andreas Stäheli aus dem Kant. Bern. Schweiz 1819. 12^o. — A. v. Tillier, Gesch. der Eidgenossenschaft während der Restaurationsepöche. Bd. 2 (1849), S. 100 fg. Man trifft den Namen bald Hamel, bald Hammel, bald Du Hamel geschrieben.

Treppe hinunter. Als durch den entstandenen Lärm einige Personen herbeieilten, kam Stähele nochmals auf den Hrn. hinzu und forderte ihn in Gegenwart von Zeugen auf, ihn anzuhören. Dazu hatte derselbe keine Lust, und darum entfernte sich der junge Dozent.

Der Turnlehrer Alias machte Anzeige von dem Vorfall, und nach Verlauf einer Stunde erschien der Polizeidirektor von Wattenwyl in Stäheles Wohnung, forderte ihm die Briefe ab, ließ in verhaften und das Zimmer versiegeln. Die Sache machte großes Aufsehen; denn man glaubte nichts anders, als daß Stähele die Rolle eines zweiten Sand habe spielen wollen. Gleichzeitig hatte er eine Einwendung in die Aarauer Zeitung gegen Hrn. Hammel besorgen lassen. Außerdem fand man unter seinen Papieren einen angefangenen Brief, worin er sich über den aristokratischen Geist der Berner Regierung auf eine ziemlich scharfe Weise ergoß. Aus diesem Grunde verurtheilte der Geh. Rath von Bern den Dozenten Stähele wegen gröblicher Störung der öffentlichen Ruhe unter erschwerenden Umständen in einem Gasthose, wegen vorjäßlicher Verbreitung einer Injurie gegen eine große befreundete Macht und wegen Verraths gegen die Regierung, welche ihm Gastfreundschaft gewährt hatte, als nicht angeheffenen Landesfremden zur Ausweisung aus dem Kanton Bern, indem ihm der Wiedereintritt auf immer untersagt wurde. Damit war ein Schweizerbürger des Rechtes beraubt, sich vor dem ordentlichen Richter vertheidigen zu dürfen. Seine Zuhörer in Bern deckten die Kosten, die ihm überbunden wurden.

Stähele floh nach dem Thurgau; er war von Sommeri; allein da er in seinem Heimathorte keinen rechten Aufenthalt fand, nahm er seine Zuflucht zu mir und wohnte einige Wochen bei mir zu Gast. Er war ein sehr anregender Mann, der sich vorgenommen hatte, eine Geschichte der Grafen von Kyburg zu schreiben, ohne sein Vorhaben auszuführen. Der Besuch dieses Mannes gab meiner jungen historischen Richtung begreiflich neuen

Schwung. Als enthusiastischer Freund der griechischen Sache reiste er 1821 für ein Jahr nach Griechenland und brachte nach seiner Rückkehr einen Philhellenenverein im Thurgau zu stande, durch dessen Bemühungen eine beträchtliche Summe (über 7000 Gulden) für die Griechen zusammengesteuert ward. Als er später der Verfassungsbewegung im Thurgau sich anschloß, wurde er in den Kleinen Rath gewählt.

Mein Freund, der Vikar Vogler in Märstetten, sah sich seit Beginn des Jahres in seiner Gesundheit angegriffen und machte sich darüber die schrecklichsten Gedanken. Er litt an Katarth und beklagte sich über schweres Athmen. Im Sommer gieng er nach Meilen, um bei Dr. Billeter eine Kur zu bestehen. Er fühlte sich zwar nicht gerade entschieden krank; aber dennoch waren Symptome eines krankhaften Zustandes bei ihm vorhanden: heiserer Husten und beständiges Herzklopfen. Ich bedauerte ihn lebhaft; denn er fühlte sich sehr unglücklich. Später erholte er sich wieder.

Mein Zögling Hanhart machte ordentliche Fortschritte. Auf Wunsch seines Vaters bereitete ich ihn durch Religionsunterricht zur Confirmation vor, so daß er auf Weihnachten zum h. Abendmahl zugelassen wurde. Sein Vater war sehr zufrieden mit meinen Leistungen und bedauerte nur, daß er seinen Jean ein Jahr zu spät meiner Leitung übergeben habe. Dieser trat nach Neujahr in die Lehre bei einem Seidenfärber Häußler in Zürich ein, wurde später Chemiker in der Rothfarb zu Frauenfeld und starb, wenn ich nicht irre, in den 70er Jahren als Besitzer der Fabrik in Dietikon.

1820.

Der Winter verlief mir ruhig unter Amtsgeschäften, Lektüre und Studien. Von den Büchern und Aufsätzen, die mir am interessantesten schienen, machte ich nach meiner Gewohnheit immer Auszüge. Wie tief der Aberglaube im Volke lebte, davon

mag eine Thatfache zeugen.¹⁰²⁾ Eine Barbara M. von Güttingen veranlaßte die beiden Joh. und Ulrich R., auf dem Kirchhof in Sommeri einen Schädel zu entwenden, um ſich dadurch unſichtbar zu machen.

Von beſondern Volkſſitten iſt mir die eine aufgefallen, daß ſowohl Reformierte als Katholiſche die Gewohnheit hatten, wenn jemand geſtorben war, die ganzen Nächte hindurch bei den Todten zu wachen. In andern Gegenden des Thurgaus wußte man nichts davon, und auch hier gab es Leute, die ſich nicht an die Sitte kehrten; allein man rechnete ihnen dieſe Unterlaſſung als Gottloſigkeit an. Die Gewiſſenhaftigkeit gieng ſo weit, daß man, ſo lange der Todte im Hauſe lag, auch keine zum Beruf gehörenden Feld- oder Hausarbeiten verrichtete, ſondern gänzlich feierte. Die, welche bei dem Todten wachen mußten, hätten eigentlich offenbar beten ſollen; allein ſie gaben ſich nur mit Eſſen und Trinken ab.

Damals ſang man noch manche gehaltvolle Volkſlieder, die jetzt verklungen ſind. Ich will hier zwei mittheilen, welche die Zufriedenheit preiſen und darum unſerm heutigen Geſchlechte abgeſchmackt vorkommen mögen.

1.

Ein Herz, das ſich mit Sorgen quält,
Hat ſelten frohe Stunden.
Es hat ſich ſchon ſein Theil erwählt,
All Hoffnung iſt verſchwunden.
Nur glücklich iſt, der das vergißt,
Was einmal nicht zu ändern iſt.

Die Sonne, die am Morgen lacht,
Kann oft am Mittag weinen.
Das Glück, das man zur Zeit veracht',
Hat kurze Zeit zu ſcheinen.
Es bleibt dabei, wer warten kann,
Den ſcheint das Glück noch einmal an.

¹⁰²⁾ Protokoll des Adminiſtrationsrathes, Bd. 1, S. 155.

Liegt gleich mein Schiff vor Anker noch,
 Bei ganz konträrem Winde,
 So habe ich die Hoffnung doch,
 Daß ich den Hafen finde,
 Den Hafen, der zur Freude ruft.
 Was lange währt wird endlich gut.

Frisch auf, mein Geist, ermuntre dich,
 Und sei dein eigner Meister,
 Und quäle nicht so jämmerlich
 Die edlen Lebensgeister!
 Wer weiß, wo man noch Rosen bricht!
 Drum sei vergnügt, und jorge nicht.¹⁰³⁾

2.

Zufriedenheit ist mein Vergnügen; Was s'cher ich mich um meine Feinde?
 Daß andre laß ich alles liegen Sie werden noch die besten Freunde;
 Und liebe die Zufriedenheit. Man trag' ein wenig nur Geduld!

Wenn alle Ungethüme brausen Der Himmel schüzet all die Seinen;
 Und alle Unglücksstürme sausen: Er läffet sie nicht lange weinen;
 Alsdann vertrau ich meinem Gott. Er schüzet sie mit seiner Huld.

Drum, liebe Seele, sei zufrieden!
 Was uns der liebe Gott beschieden,
 Mit dem sei jederzeit vergnügt!¹⁰⁴⁾

Wenn ich den Werth solcher Ueberlieferungen für die Kennt-
 nis des Volkscharakters damals besser zu schätzen gewußt hätte
 oder Geist und Gemüth in mir darnach gerichtet gewesen wären,
 so hätte ich mancherlei an Liedern und Sagen aufzeichnen können,

¹⁰³⁾ Der Dichter dieses um die Mitte des 18. Jahrh. (zwischen 1745—76) entstandenen Liedes ist unbekannt. Der Text desselben ist gedruckt im Weimarer Jahrb. Bd. 2, S. 188—190; die Volksweise bei Erk, Volkslieder Bd. 1, Heft 4, Nr. 30.

¹⁰⁴⁾ Mit abweichendem Wortlaut bringt den Text samt der Melodie Ludw. Erk, Volkslieder Bd. 1, Heft 1, S. 577. Beide Lieder sind wohl jetzt im Thurgau vergessen; denn wer möchte auch die altväterische Genügsamkeit und Zufriedenheit besingen im Zeitalter des volkwirthschaftlichen Aufschwungs!

die, ob auch unter dem nüchternen Thurgauer Volk nur spärlich verbreitet, doch immer noch vorhanden waren. Bald aber wurde ich mit einem Manne bekannt, der für die Poesie mehr Sinn hatte als ich.

Eines Tages — es war im Juni des Jahres 1820 — als ich mit meiner jungen Frau wie gewohnt meinen Spaziergang machte, holte uns das Dienstmädchen ein mit der Nachricht, der Herr Baron vom Schlosse Eppishausen sei mit einer Dame vorgefahren und wünsche mit dem Herrn Pfarrer zu sprechen. Wir eilten zurück, trafen aber keine Kutsche mehr beim Pfarrhofs; die Herrschaften hatten sich in das Wirthshaus bei der Schifflande begeben. Dort suchten wir sie auf. Es war der Freiherr von Laßberg ¹⁰⁵⁾ und Ihre Durchlaucht die Fürstin Elise von Fürstenberg.

Bekanntschaft mit Laßberg.

Die von Laßberg sind einem alten oberösterreichischen Geschlechte angehörig, das seiner Zeit sich mit andern österreichischen Adelsfamilien für die Reformation erklärte und in Folge dessen nachmals sich gezwungen sah, nach Schwaben auszuwandern. Sonderbarer Weise aber fühlte sich ein Nachkomme desselben veranlaßt, in den Schoß der katholischen Kirche zurückzukehren. Enkel oder Urenkel desselben traten in die Dienste der Fürsten von Donaueschingen, Sigmaringen und Fürstenberg.

Joseph von Laßberg wurde am 10. April 1770 zu

¹⁰⁵⁾ Das reichste Material über Laßbergs Leben — wenn auch nicht immer ganz zuverlässiges — hat Carl Greith von St. Gallen in den Historisch-polit. Blättern Bd. 53 (Münch. 1864), S. 425—441 und S. 502—522 veröffentlicht. Darauf gestützt, würdigten den Mann in seinem Wirken Wilh. Scherer in den Badisch. Biographien Bd. 2 (Karlsru. 1881), S. 8—11 und Franz Muncker in der Allgem. deutschen Biographie Bd. 17 (Lpz. 1883) S. 780—784. Zu ergänzen wäre vieles aus Laßbergs zahlreichem Briefwechsel, der nur zum Theil veröffentlicht ist. Ich lasse auch hier P. allein sprechen; er hat ohnehin einiges aus Laßbergs Leben bekannt gemacht in diesen Beiträgen Heft 1, S. 80—85.

Donaueshingen geboren, in jenem Jahre, in welchem auch Napoleon I., Wellington und der Freiherr von Stein das Licht der Welt erblickten. Wie seine vier Geschwister gewann er im Wachsthum schöne und kräftige Gestalt, wurde aber im Elternhause strenge erzogen. Schon als Kind von 7—8 Jahren mußte er im Winter ohne Handschuhe mit seinem Vater auf die Schweinejagd gehen und oft ganze Tage lang im tiefsten Schnee zubringen; die Kälte, die dort auf der Baar manchmal sehr empfindlich wird, lernte er auf diese Weise ertragen. Leckerbissen und Näsereien, mit denen man jetzt den Bürgers- und Bauernkindern den Mund stopft, kamen den kleinen Baronen spärlich zu, und Joseph wurde 19 Jahre alt, ehe er den Nebenjaft kosten durfte. Seine erste Schule machte er in dem alten Cisterzienser Kloster Salem bei Ueberlingen, wo gemäß einer Stiftung zwölf Edelknaben des schwäbischen Adels Pension erhielten. Hernach trat er in das Gymnasium zu Donaueshingen und erwarb sich dort einen guten Grund in der Kenntniss alter Sprachen und nützlicher Wissenschaften.

Die romantische Geschichte von seiner Flucht aus dem Elternhause sollte man nicht mehr nacherzählen; denn sie ist, wie wir aus dem Briefwechsel mit Uhland wissen, ein Märchen. Kaum 15 Jahre alt, wurde er nach Frankreich gesandt, um Sprache und Sitten dieses Landes und vor allem den Kriegsdienst kennen zu lernen. Eigentlich war er dazu bestimmt, in den Johanniterorden einzutreten. Zuerst kam er in ein Husarenregiment in Landau, bei welchem ein Onkel Major war; nachher wurde er zum Offizier im Regiment des Herzogs Phil. von Orleans befördert und erhielt als solcher 1789 in der Burg zu Trifels den Ritterschlag als Johanniter. Man warnte ihn vor der Freimaurerei, welche damals mit den verschiedensten Blasebälgen die Funken der Unzufriedenheit im Volke zur revolutionären Glut anfachte, bis 1789 die Flammen ausschlugen. Von Laßbergs damaligen Kameraden haben sich später mehrere

einen Namen gemacht unter Bonaparte: Kellermann, St. Hilaire und Ney.

Sein Vater aber wünschte, daß er sich lieber für den Zivildienst ausbilde. Er bezog daher 1786 zunächst die Universität Straßburg, siedelte indeß bald an die Hochschule Freiburg im Breisgau über, wo er sogenannte Cameralia, wir würden jetzt sagen, Nationalökonomie, namentlich aber Forstwissenschaft studierte. Im J. 1788 kam er an den Hof des Fürsten von Hohenzollern-Hechingen, um sich im Forstwesen auszubilden, kehrte jedoch im nächsten Jahre, beim Ausbruch der französischen Revolution, nach Donaueschingen in seine Heimat zurück. Hier wurde er Jagdjunker mit der Aussicht, seinem Vater in der Oberjägermeisterstelle nachzufolgen. Mit diesem Amte war zugleich die Aufsicht über die fürstlichen Waldungen verbunden, die einen Flächenraum von mehr als hunderttausend Jucharten bedeckten. Laßberg widmete sich dem Forstfache mit der ganzen Kraft eines reichbegabten jungen Mannes, wobei ihm die scharfen Sinne zu statten kamen, mit denen ihn die Natur ausgerüstet hatte. In dieser ersten Hälfte seines Lebens war nicht die Geschichte und die Litteratur, sondern die Naturwissenschaft sein Lieblingsstudium. Alles, was zum Forstwesen gehörte, fesselte ihn; noch in späten Jahren erwachte, wenn das Gespräch auf Wald und Forst sich wendete, sichtbar in ihm freudiges Interesse. Er erkannte noch in späten Jahren jeden Baum wieder, den er gepflanzt hatte, und die grüne Farbe seines Ueberrockes, die er beständig beibehielt, sollte von dem Berufe seiner Jugend noch im Alter Zeugnis geben.

Der Eifer, mit dem der Jagdjunker sich der Forstkultur hingab, brachte ihm eine Beförderung; er wurde 1792 als Oberforstmeister nach Heiligenberg versetzt, einem Schlosse, das, drei Stunden landeinwärts vom schwäbischen Ufer des Bodensees gelegen, sich 2400 Fuß über das Meer erhebt, und das in weiter Ferne auf schweizerischem Ufer durch seine schöne Lage und seinen

schimmernden Glanz den Blick auf sich zieht. Hier verheirathete sich Laßberg 1795 mit dem Freifräulein Marianne Ebinger von der Burg, aus einem konstanziſchen Patriziergeſchlechte, die ihm eine nicht unbedeutende Mitgift zubrachte. Aus dieſer Ehe ſtammten vier Söhne, wovon zwei in den Militärdienſt traten und einer, Friedrich, als Regierungspräſident in Sigmaringen ſich ſehr auszeichnete und ſich um die Wiſſenſchaft durch die Bearbeitung des Schwabenſpiegels verdient machte.

Laßberg bezog hier eine mäßige Beſoldung; dennoch bekannte er noch lange nachher, die Jahre, die er dort verlebt, ſeien die glücklichſten ſeines Lebens geweſen. Er lebte ſeinem Berufe, dem er leidenschaftlich ergeben war, frei von Sorgen. Im J. 1798 kaufte er das kleine Rittergut Helmsdorf (Hermenſtorf, Helmſtorf) nicht weit von Immenſtad am Bodensee, welches damals Eigenthum eines Frauenkloſters im Sigmaringenſchen war. Obwohl Laßberg nur vier Jahre im Beſitze deſſelben blieb, erinnerte er ſich doch noch lange nachher der Bäume, die er dort gepflanzt, der Anlagen, die er dort errichtet. Von ſeinem Nachfolger gieng der Ritterſiß an Heinrich v. Salis über, der am 10. Auguſt 1792 über die einzigen Soldaten Ludwigs XVI., die Schweizer, die ihrer Pflicht treu blieben, in den Tuileries den Befehl geführt hatte. Als Beſitzer von Helmsdorf wurde Laßberg Mitglied der Reichsritterschaft vom Hegau.

Im Jahre 1804 wurde Laßberg zum Landesoberforſtmeiſter in Donaueſchingen befördert und damit das geſamte Forſtweſen des Fürſtenthums ihm untergeben. In demſelben Jahre ſtarb aber die ſchwäbiſche Linie des Hauſes Fürſtenberg aus, und die böhmische Secundogenitur gelangte zur Nachfolge. Allein das Haupt derſelben, Fürſt Karl Alonſ, war als Feldmarſchall-Vicutenant der deutſchen Armee im Kriege gegen die Franzoſen in der Schlacht bei Liptingen den 25. März 1799 eines rühmlichen Todes gefallen. Der Fürſt hinterließ einen einzigen Sohn Karl Egon († 1854), der das achte Altersjahr noch nicht erreicht

hatte; ihm fielen die böhmische und die schwäbische Erbschaft heim. Die Vormundschaft führte die verwittwete Fürstin Elisabeth, eine Schwester des Fürsten Karl Anselm von Thurn und Taxis, der zu Regensburg residierte. Geboren 1767, hatte sie jetzt das sechsunddreißigste Jahr ihres Lebens angetreten; sie war eine stattliche, wohlgestaltete Frau, nicht gerade von ausgezeichneter Schönheit, eingenommen für die junge romantische Litteratur, aber auch nicht abhold den aufklärerischen Ideen Friedrichs des Großen und Josephs II. Als die junge Fürstin die Reise nach Schwaben antrat, rathschlagten die Beamten in Donaueschingen, auf welche Weise man sie festlich empfangen wolle. Es wurde beschlossen, Laßberg der Fürstin entgegen zu senden, der den ehrenvollen Auftrag freudig vollzog. Er bildete aus dem Forstpersonal ein Jägercorps und beglückwünschte die Landesherrin an der Donaubrücke zu Geisingen am 24. Mai 1805. „Es war, sagt Greith, für sein ganzes Leben ein entscheidender Tag; denn die Zuneigung, die beide erfaßte, begleitete sie bis an das Grab.“ Die Last der Regierung half der Freiherr tragen; zwölf Jahre lang war er so zu sagen der Regent im Fürstenlande.

Schon wenige Monate nach ihrer Ankunft in Donaueschingen verließ die Fürstin, verschleucht durch das herannahende Getümmel des dritten Coalitionkrieges die Residenz wieder, um mit ihrem Sohne nach Böhmen zurückzukehren, und schon den 10. November 1805 verkündete Napoleon durch sein Machtgebot, das Fürstenthum sei konfisziert, das Haus Fürstenberg seiner Landeshoheit entsetzt; außerdem wurde das Fürstenthum zu einer Contribution von über 500,000 Gulden angehalten. Zum Vorwand solcher Willkür mußte die Anhänglichkeit dieses Hauses an Oesterreich dienen. Nichts blieb unversucht, den Schlag abzuwenden. Laßberg reiste sogar am 2. Jan. 1806 nach Schaffhausen, um das Fürwort des kleinen Freistaates anzusprechen, der wenigstens seine Dienste bereitwillig anerbote. Aber Napoleon sagte zu einem

Neffen des unmündigen Fürsten in Paris: „Croyez-moi, vous vous en trouverez mieux par la suite!“

Es war nichts zu machen, man mußte sich fügen; auch das deutsche Reich wurde am 1. Aug. 1806 zu Grabe getragen. Die Landeshoheit gieng größtentheils an Baden über, das 1806 zum Großherzogthum erhoben wurde. Fürstenberg war nur noch ein Privatgut, kein souveränes Fürstenthum mehr. Laßberg suchte wenigstens in der Verwaltung der Güter so viel wie möglich Gutes zu wirken. Als ein Denkmal seiner Thätigkeit stehen die schönen im dunklen Grün prangenden Baumpflanzungen des Parks; durch Unterdrückung des Schlendrians brachte er es dazu, daß Kisten und Kasten voll waren, als die Vormundschaft zu Ende ging.

Laßberg, der Zustände Deutschlands überdrüssig, hatte sich, nachdem er Helmsdorf veräußert, zeitig nach einem andern Wohnsitz umgesehen. Eigenthümlicher Weise wurde jetzt gerade der Sitz im Thurgau käuflich, auf welchem die Herren von Helmstorf von 1372 bis 1534 gewohnt hatten, nämlich Eppishausen bei Erlen. Nach ihrem Aussterben war die Burg an die schwäbischen Edlen von Bernhausen, im J. 1693 durch Kauf in den Besitz des Klosters Muri im Aargau gelangt, welches im J. 1759 vor den alten Burgthurm ein geräumiges Schloßgebäude erstellen ließ. In Folge der Revolution verlor diese Herrschaft eine Menge Rechte, weshalb sie im J. 1811¹⁰⁶⁾ zum Verkauf ausgedoten wurde. Laßberg erwarb das Schloßgut im Herbst des Jahres 1812, wie es scheint¹⁰⁷⁾. Nicht als ob er ein besonderer Freund der schweizerischen Institutionen gewesen wäre; Demokrat war

¹⁰⁶⁾ S. Thurg. Btg. 1811 vom 30. Juni, Beilage zu Nr. 26.

¹⁰⁷⁾ Andere sagen 1813 (Näf und Pupikofer), 1818 (Rahn). Laut Protokoll des thurg. Kleinen Rathes (Dkt. 1812) wurde dem Hrn. Baron Joseph v. Laßberg, k. k. Kämmerer, fürstl. fürstenberg. Geh. Rath und Landes-Oberforstmeister auf sein Gesuch vom 6. Dkt., als Käufer der Befizung Eppishausen, die Niederlassungsbewilligung gegen die Taxe von 75 Gulden erteilt.

er nie, und um jene Zeit sah es in der Schweiz auch nicht besonders demokratisch aus; aber die Schweiz war ihm ein willkommener Zufluchtsort vor den Quälereien und Nörgeleien der Restauration. Als ihm dasselbe gerichtlich zugestimmt wurde, gab er den Mitgliedern des Gerichtes ein Gessen und setzte ihnen von dem vortrefflichen elfer Weine vor, der den Männern außerordentlich gut mundete. Als er einen Becher gefüllt und ihn dem obersten am Tische darreichte, damit die Gesellschaft auf das Wohl der anwesenden Fürstin trinke, sagte er zu demselben, er solle, wenn er getrunken, den Becher zirkulieren lassen. Der aber konnte sich von demselben gar nicht trennen und antwortete: „Er zirkuliert schon, Herr Baron, er zirkuliert schon!“

In dieser Zeit gewann er seine Liebhaberei für deutsches Alterthum und deutsche Geschichte, der er von nun bis an sein Ende treu blieb. Er begleitete die Fürstin auf Reisen nach der Schweiz, nach Italien und England¹⁰⁸⁾. Es entspann sich zwischen beiden ein vertrautes Verhältnis, in Folge dessen sich Laßbergs Gattin nach Sigmaringen zurückzog, wo sie 1814 starb.

Alle Hoffnungen der Fürstenberger richteten sich nun auf den Wiener Kongreß, der vom 1. Nov. 1814 bis 9. Juni 1815 dauerte. Was der Korse im willkürlichen Muthwillen verdorben oder vernichtet hatte, sollte dieser Kongreß wieder gut zu machen suchen. Nach Wien begab sich auch die Fürstin Elisabeth in Begleitung Laßbergs und ihres Bevollmächtigten, Geheimraths v. Gärtner. Man erwartete, daß das deutsche Vaterland eine feste Reichsordnung erhalten und in neuer Kraft erstehen werde, um seiner Feinde im Westen sich zu erwehren und im gleichberechtigten Verein mit seinen Verbündeten die Ruhe Europas zu sichern. Diese schöne Hoffnung war in den Vaterlandsfreunden namentlich auch durch die Dichter der romantischen Schule gegründet

¹⁰⁸⁾ Die Beschreibung einer solchen Reise, von ihrer Hand geschildert, soll noch vorhanden sein. Münch., Gesch. des Hauses Fürstenberg. Bd. 4, S. 334.

und genährt worden. Die Heldenkämpfe des Mittelalters und Deutschlands alter Ruhm traten dadurch wieder in das Bewußtsein der lebenden Generation in einer Glorie, vor welcher selbst der Thatenruhm des Freiheitskrieges erblaßte. Dahin zurück, in die mittelalterliche Herrlichkeit Deutschlands wandte sich also auch das Gemüth Laßbergs, und er traf dort Männer von gleicher Gesinnung. Da war der junge hessische Legationssekretär Jacob Grimm, der bereits einen Namen sich erobert hatte durch seine Schriften über den altdeutschen Meistergesang, durch die Märchen, das Hildebrandslied, die altdeutschen Wälder, den armen Heinrich und die Lieder der ältern Edda. Dieser junge Gelehrte war nur widerwillig in die diplomatische Laufbahn eingetreten; an den Ränken der Diplomaten hatte er ebensowenig Freude als an den rauschenden Vergnügen des Kongresses.

Eine interessante Aeußerung Grimms über Preußens damalige selbstjüchtige Politik findet sich in dem Briefwechsel mit seinem Bruder S. 394: Preußen verlangte wieder so stark zu sein wie vor 1806, folglich deutsche Länder zu annexieren, weil es in Polen große Gebiete verlieren sollte. „Aber es verliert Polen nur, weil es sich nicht mit Oesterreich und England energisch gegen die russische Habsucht erklärte, welche dann sicher hätte weichen müssen. Vielmehr liegt in dem hartnäckigen Anschließen Preußens an Rußland der ewige Grund, daß ihm Oesterreich nicht trauen kann.“ (S. 437: „Preußen hat eben sehr wenig kerndeutsche Stämme, sondern begreift viele mit Slaven und Wenden vermischte Deutsche). Das Gute, Gerechte und allein Rechte über Polen wäre gewesen, dieses schmählich und schändlich getheilte und gekränkte Volk soll jetzt, wo wir alle auf Gerechtigkeit dringen, wieder frei und ständig werden; es liegt heilsam zwischen Deutschland und Rußland. Ein paar Millionen Fremde und Juden-seelen genug machten Preußen nie stark; durch Gerechtigkeit und Milde allein kann es stark sein in Deutschland.“

In Wien machte er auch Bekanntschaft mit dem Westfalen Werner von Harthausen, von dem ich später noch sprechen werde, und mit dem Romantiker Friedrich Schlegel, den er wegen seiner Ungeniertheit „Schliedrich Flegel“ zu nennen pflegte, und der auch die Eigentümlichkeit besaß, daß, wenn er gute Speisen vor-

gejagt bekam, er dieselben zuerst mit den Augen und dann erst mit dem Munde verschlag. Dort sah er die Hohenemser Mißlungenhandschrift (C) im Besiß eines Herrn Frickart, dem er sie 1816 durch Vermittlung der Fürstin Elisabeth abkaufte, wodurch er sie von der Verbannung in die Bibliothek des Engländers Spencer Malborough rettete. Die Zeitlage war auch angethan, sich ins Alterthum zu flüchten aus der trostlosen Gegenwart.

Plötzlich traf am 7. März abends die Nachricht über Livorno in der Kaiserstadt ein, Napoleon sei aus seinem Käfig auf Elba ausgeflogen und an der französischen Küste gelandet. Am 20. März zog er in der That wieder als Kaiser in die Tuilerien ein. Jetzt wurden die Kongreßverhandlungen beschleunigt oder übers Knie gebrochen. Die vormaligen Mitglieder des Rheinbundes, der Großherzog von Baden und der König von Württemberg, mußten schonend in ihren Ansprüchen behandelt werden, wenn man sie nicht wieder auf Napoleons Seite treiben wollte. Die Sache der mediatisirten Kleinfürsten war daher auch diesmal verloren. Tief betrübt, mit wenig Hoffnung auf die Zukunft, trat die Fürstin Elisabeth mit Laßberg die Heimreise in die schwäbischen Stammlande an, mit dem wenig tröstlichen Scheideworte des Kaisers von Oesterreich: „Allen kann i haltr nit helfen.“ Daß dem Freiherrn für seine Person die Auszeichnung zu Theil ward, vom Kaiser mit dem Titel und Hofdienst eines k. k. Kämmerers beehrt zu werden, konnte ihn mit dem Mißlingen seiner Sendung nicht versöhnen. Als das Unvermeidliche geschehen war, so blieb Ergebenheit an die Landesherren von Baden und Württemberg die einzig vernünftige Richtschnur die man in Donaueschingen handhaben konnte.

Am 4. Mai 1817 wurde der junge Fürst Karl Egon mündig erklärt; sein Titel blieb nur noch ein Titel, thatsächlich war er fortan nur ein Gutsbesitzer. „Du bist nun, schrieb die Mutter an ihren Sohn, rechtlich meiner Vormundschaft entlassen; aber der Gewalt meiner Liebe bleibst du es auf ewig nie, und

wo meine Liebe dir nützen kann, in Rath und That, bist du mein theures Kind, über das ich wachen will mit der Treue der Mutter bis zum letzten Athemzug.“

Die Fürstin Elisabeth zog sich auf das Schloß Heiligenberg zurück und verlebte den Rest ihrer Tage entweder dort oder in der Schweiz. In demselben Jahre 1817 suchte Laßberg um Enthebung seines Dienstes nach und schlug seinen Wohnsitz zu Eppishausen im Thurgau auf. Zweierlei Liebhabereien beschäftigten ihn im Anfang seines neuen Aufenthaltes: Die Einrichtung einer Schweizerei, d. h. einer Milch- und Käsewirtschaft, und das Studium der Poesie des Mittelalters. Er schaffte sich große Alpenkühe an, deren riesige Gestalten ich noch im Stalle sah, als ich zuerst in Eppishausen auf Besuch war. Die Käse speicherte er auf, vernachlässigte aber ihre Pflege, und als man nach geraumer Zeit den Behälter öffnete, flog eine Unzahl Schaben heraus. Die Käse waren durchaus verdorben; nur einzelne Stücke waren noch genießbar, wenn man sie einweichte. Hier und da bekam man dann solche Rudera zum Nachtisch. Im übrigen gieng der ganze Vorrath für die Oekonomie verloren. Laßberg gab dann auch die Milch- und Käsewirtschaft auf. Gedeihlicher und segensreicher war die andere Liebhaberei, die für die Dichtung des Mittelalters. Zunächst erwarb er sich durch Schenkung, Tausch und Kauf eine Masse darauf bezüglicher zum Theil seltener Bücher und zugleich eine reiche Sammlung von Handschriften, die zusammen eine Bibliothek bildeten, wie in ganz Deutschland kein zweiter Privatmann eine solche besaß. Außerdem standen in seiner Bücherei die kostbarsten Ausgaben der griechischen und römischen Klassiker, die meisten Quellenwerke zur deutschen Geschichte, seltene Infunabeln und fast alle Werke der ältern und neuern deutschen, französischen und italienischen Litteratur. Der Fürstin wußte er etwas von dieser Liebhaberei beizubringen; denn er machte oft Besuche auf Heiligenberg, und sie machte Gegenbesuche in Eppishausen.

Nach dieser längern Abschweifung, die nöthig war, um uns mit den beiden bekannt zu machen, erlaube ich mir, die Leser wieder nach Güttingen zurückzuführen, wo meine Frau und ich im Juli 1820 den vornehmen Besuch im Wirtshause bei der Schifflande begrüßten. Während sich meine Frau mit der Fürstin unterhielt, stellte sich der Baron mir als Freund der thurgauischen Geschichte vor. Er habe, sagte er, von Landammann Anderwert erfahren, daß ich mich mit diesem Gegenstande lebhaft befaße, und er hätte so mancherlei zu fragen und vermuthlich auch mitzutheilen. Er erkundigte sich nach meinen Hilfsmitteln, die damals erst in dem Auszug aus Fäsis Manuscript über die Geschichte der Landgrafschaft Thurgau, in Stumpfs und Tschudis Chroniken bestanden. Wie leicht zu erachten, kam nun das Gespräch in lebhaftern Fluß; man tauschte schon jetzt einzelne Kenntnisse aus, und der Schluß der Unterredung war, daß mich der Baron dringend einlud, zu weiterm Austausch unsrer wissenschaftlichen Bedürfnisse ihn auf dem Schlosse Eppishausen zu besuchen. Um nicht den Schein des Schmarozers auf mich zu laden, glaubte ich diesen Besuch nicht beschleunigen zu dürfen, obwohl ich sehr wißbegierig auf die Aussichten war, die mir der Freiherr eröffnete. Endlich nach vierzehn Tagen machte ich mich auf den Weg nach Eppishausen, wo ich sehr freundlich empfangen wurde und gar viel Interessantes aus der alten Zeit sah und hörte.

Von nun an gieng ich jeden Monat einmal nach Eppishausen ins Schloß hinüber; der Weg betrug etwa zwei Stunden. Der Baron saß gewöhnlich in der blauen Stube, angethan mit seinem grünen Ueberrock, der mit dem Malteserkreuz geziert war, und umgeben von Büchern und Handschriften. Er lebte schlicht und einfach, wie im Alterthum Marcus Porcius Cato auf seinem Landgute zu Tusculum. Wenn nicht feierliche Gasterei nothwendig war, so aßen wir in der Gesindestube, wie er es auch für sich so alltäglich hielt. Er saß dann hinter dem schweren Tische auf

einer tannenen Bank, auf welcher ein Brandfleck zu sehen war. Er pflegte diesen Fleck so zu erklären: Einst habe Satan auf dieser Bank geseissen und das Holz diabolisch imprägniert; seitdem aber der Hausherr das Kreuz darüber gemacht, und seitdem er das Kreuz jedesmal vor dem Essen schlage, sei auf Eppishausen alles Satanswerk unschädlich.

Trat man in seine Bücherei, so war man erstaunt über die Menge nicht nur schöner moderner Werke, sondern namentlich auch alter seltener Ausgaben und besonders vieler Handschriften auf Pergament und Papier. Es war darum einladend für Gelehrte, hier zu verweilen und zu arbeiten. Für den Geschichts- und Alterthumsforscher waren die zahlreichen Pergamenturkunden mit ihren Siegeln, die Chroniken und Jahrbücher, außerdem die Sammlung von Waffen, Geräthen, Glascheiben, Münzen, Gemmen u. s. w. sehr verlockend.

Wenn man ihn fragte, wie er zu dieser Menge von Sachen gekommen sei, sagte er: „Ich habe gesammelt, so viel mir möglich war. Nun legen auch Sie, junger Freund, zum nämlichen Zwecke kräftig die Hand ans Werk! Nichten Sie Ihr Augenmerk am schärfsten auf dasjenige, was dem Untergange nahe steht und, einem ungewissen Schicksal preisgegeben, der Rettung bedarf, damit es nicht spurlos verschwinde! Hauptsächlich schenken Sie den jog. Hausbriefen, den Urkunden im Privatbesitz volle Aufmerksamkeit; sie ergänzen die Lücken der Archive, und diese hinwieder diejenigen Ihrer Sammlung. Jedes historisch merkwürdige Ueberbleibsel aus der Vorzeit sei Ihnen ein Fingerzeig zur Mitwirkung für dessen Forterhaltung, und wäre es auch nur durch Stift und Feder! Was ich selbst besitze, steht zur Erleichterung Ihrer Forschungen stets bereit!“

Das Gut, das zum Schlosse Eppishausen gehörte, war sehr beträchtlich; dennoch vergrößerte er es durch Ankäufe. Zuvörderst mußten, als er es antrat, 34 Haushaltungen, die sich allmählig dort eingemischt hatten, entfernt werden; dann galt es, das Schloß

wieder wohnlich herzustellen, die Gärten zu ordnen, neue Wege und Anlagen zu machen. Ferner erwarb er sich einen Wiesenkomplex zwischen dem Schloß und dem Dorfe Erlen von nahezu 20 Jucharten. Ebenso arrondierte er seinen Waldbesitz, zu welchem u. a. ein prachtvoller Buchenwald mit riesigen Stämmen gehörte. Laßberg verleugnete seine Forstnatur auch jetzt nicht. Nicht nur ärgerte sich der weiland fürstbergische Oberförster beim Spaziergange durch seine Wälder, falls er bemerkte, daß ihm Holz gestohlen worden sei, sondern er bekleidete den steilen Abhang, der vom Schlosse gegen den Bodensee herabfällt, mit junger Waldung von Laub- und Nadelholz. Dort kroch er oft stundenlang auf allen vieren in den Falten des Abhanges umher, um die schickliche Stelle zu finden, wo ein Ahorn, eine Eiche oder Linde gepflanzt werden könnte. Etwas Kostbares besaß der Freiherr ferner an seinen Reben; denn der Eppishausen war einer der besten Weine im ganzen Thurgau. Freilich wurde auch die Weinlese mit aller Sorgfalt unternommen und durchgeführt. Der wichtigste Weinberg war der hinter dem Buchenwalde; die Lese wurde bis kurz vor Schneefall zu Ende Oktobers oder zu Anfang Novembers verschoben. Es war ein Prachtwein, dieser Eppishausen! Für mich und einige andere intime Freunde stand im Keller ein besonderes Fäßchen bereit, aus dem wir bewirthet wurden: man nennt ein solches Fäßchen in der Schweiz „Stegefäßli“, weil es vor Zeiten unter oder neben der Kellertreppe gelagert war. Zuweilen saßen wir im Freien am uralten Steinisch des Buchenhaines, wo einst die Ritter und die Sängler der Minne wohl auch ihres Lebens sich gefreut hatten.

Zweite Badenfahrt.

In dieser Zeit erfuhr ich die erste Vaterfreude; denn am 9. Juli 1820 wurde mir ein Mädchen geboren, das in der h. Taufe den Namen Julie erhielt. Während aber Mutter und Kind sich guter Gesundheit erfreuten, regte sich die verharzte Wunde meines Fingers wieder, so daß der Arzt in Göttingen

und mein Schwager Rüsck in Speicher mir dringend anriethen, neuerdings eine Badenfahrt zu machen.

Zu Anfang der letzten Woche im Juli trat ich die Reise an, indem ich auf dem Wagen des Boten nach Konstanz fuhr. Unterwegs war ich im Gedanken an meine Lieben, die ich einsam im Pfarrhause zu Güttingen zurückgelassen, stumm geworden, so daß mein Begleiter zuletzt bald eingeschlafen wäre. Als wir uns der Stadt Konstanz näherten, suchte ich nach Stoff zur Unterhaltung. Ich fragte also, was es wohl mit der Sage auf sich habe, die Stadt sei seit etwa sechzig Jahren so gesunken, daß, wo die Straße vormals ganz eben durch das Thor in die Stadt gelaufen sei, dieselbe nun bedeutenden Fall habe. Dieses Sinken schien uns um so eher möglich, da die Stadt auf keinem Felsengrund stehe, das Wasser also durch den Sand- und Lettboden leicht durchdringen, einzelne Theilchen auflösen und mit sich fortführen könne, und zwar so allmählig, daß die Bewohner der Stadt es selbst nicht wahrnehmen. Man sollte freilich glauben, daß durch das Sinken in den Häusern und in den Ringmauern der Stadt Risse entstehen müßten. Allein denkt man sich die gleichförmige Schwere, mit welcher die Fundamente drücken, und schließt man daraus auch auf ein gleichförmiges Sinken; erwägt man die Länge der Zeit, mit der diese Veränderung bei mehreren Geschlechtsfolgen gleichsam vorbeischiebt; nimmt man an, daß manchmal ein Riß oder die Schiefheit eines Gebäudes nicht der Wirkung des dasselbe tragenden Grundes, sondern der Veraltung oder einem Fehler des Baumeisters zugeschrieben werden muß: so findet man es nicht ganz thöricht, über die Sage, die ich schon von meinem seligen Großvater vernommen und seither von vielen Leuten bestätigen gehört habe, ein wenig nachzudenken und sie mit der Frage, wie sich im Verlaufe der Zeit das Ufer des Bodensees und sein Ausfluß verändert habe, in Verbindung zu setzen und dazu u. a. auch die bei Güttingen im See gefundenen rudera, die Beobachtungen über das An- und Wegschwemmen

an verschiedenen Stellen des Ufers u. s. w. zu benutzen. Es wäre, wie man an dem Beispiel des Luzerner- und Genfersees sieht, gar wohl möglich, daß der Bodensee durch die Verengung seines Ausflusses bei Konstanz und durch die Rheinmühle, welche auf denselben drückt, wäre aufgeschwemmt, der Drang des Wassers aber dadurch so verstärkt worden, daß es nun unter der Stadt durchwühlte. Sowohl die Anwohner des Sees hätten in diesem Falle auf Gegenmaßregeln zu denken, damit nicht von Jahr zu Jahr ihnen immer mehr Land weggeleckt würde, als auch die Bürger zu Konstanz, damit sie nicht einst in den See zu versinken fürchten müßten.

Solche Gedanken hatte ich mir schon vor einigen Jahren gemacht; nun fragte mein Fuhrmann auch den Thorwärter, der als geborner Bürger von Konstanz wohl etwas mehr als ein anderer hätte wissen sollen. Dieser erklärte die Sage für Fabelwerk und behauptete, dieselbe sei nur daher entstanden, daß man vor einigen hundert Jahren, als man den Thurm an der äußern Ringmauer baute, in der Tiefe einige Schwibbögen gefunden habe, es also allerdings wahrscheinlich sei, daß ehemals ein Theil des Rheins durch den jetzigen Stadtgraben geflossen sei. Auch die Kapuzinerkirche habe ähnliche Vermuthungen veranlaßt: weil sich der Damm erhöht habe, habe man geglaubt, die Kirche sei gesunken.

Der Thorwart bemerkte uns auch noch, daß diese Kirche nun für den reformierten Gottesdienst bestimmt sei, und daß am nächsten Vortag ¹⁰⁹⁾ die erste evangelische Predigt in derselben werde gehalten werden. Die Konstanzer schienen aber diese Änderung nicht mit ruhigem Gemüthe zu ertragen; ich machte selbst die Erfahrung davon. Als ich nämlich die besagte Kirche etwas näher in Augenschein nehmen wollte und deswegen zwei alte

¹⁰⁹⁾ Der erste feierliche Gottesdienst evangelischer Konfession fand darin am 19. Dez. 1820 statt. Marmor, Gesch. Topographie der Stadt Konstanz, S. 215 fg.

Weiber, die vom Damme herkamen, befragte, ob das vor mir stehende Gebäude die ehemalige Kapuziner- und jetzige evangelische Kirche sei, schienen sie von einem solchen Abscheu ergriffen zu werden, daß sie mir gar keine Antwort gaben, sondern mit der Hand eine Bewegung machten, wie wenn sie sich bekreuzigten, und davon liefen. Vielleicht mochte sie mein schwarzer Rock zu der Meinung gebracht haben, ich sei selbst der reformierte Pfarrer.

Bald darauf nahm ich meinen Tornister auf den Rücken und marschierte zur Stadt hinaus gegen Tägerweilen. Der Himmel war immer noch heiter; aber ehe ich michs versah, kam ein Regenschauer und auf diesen bald ein so heftiger Plakregen, daß ich bei dem ersten Hause des genannten Dorfes in die Scheune hineinsprang, um vor der Nässe, vor welcher mich mein Regendach nicht mehr schützen konnte, sicher zu sein.

Der Regen hatte noch nicht ganz aufgehört, als ich schon wieder aufbrach, und wohlgemuth die Bergstraße gegen Wäldi hinanstieg, bis ich das Thal des Bodensees ganz aus den Augen verlor und in einen neuen Gesichtskreis, den des Thurthals, hineintrat.

Während eines heftigen Regens traf ich in Müllheim ein, wo ich zu Mittag speiste und zu meiner Unterhaltung den Herrn Pfarrer (Balär, einen Bündner von Jenaz) rufen ließ. Wir sprachen allerlei über die Pfrundverhältnisse. Er versprach mir seinen Einfluß auf mehrere angesehenere Gemeindeglieder, wenn ich mich nach Märstetten melden wolle, wo mein Freund Vogler Vikar und der alte Pfarrer Trachsler eben gestorben war. Zuletzt kam es aber heraus, daß er Hrn. Vogler schon dasselbe Versprechen gethan habe und also nur dann für mich thätig sein wolle, wenn der Vikar von seinen Ansprüchen zurücktrete. Von seinem Nachfolger Hanhart in Mazingen sprach er gar nicht günstig; er nannte ihn eine Canaille und bedauerte, daß durch ihn auch Maron verführt worden sei. Die beiden Herren hätten bei einander ein selbst für die Gemeinde ärgerliches Leben ge-

führt, seien oft Sonntag nachmittags verreist und bis Samstag nicht mehr nach Hause gekommen.

In Frauenfeld besuchte ich nächst meinem alten Philister, dem Präzeptor Kappeler, den Doktor Keller. Als er mein Vorhaben, eine vollständige Badekur zu machen und die arthritischen Abnormitäten dadurch umzustimmen, vernahm, billigte er zwar meine Reise nach Baden, widerrieth mir aber die ganze Kur, indem er behauptete, das Uebel sei nicht arthritisch, sondern skrophulös. Ich würde wahrscheinlich nicht einen Ausschlag erhalten, und einen Ausschlag erbaden zu wollen durch übertrieben häufiges Baden, sei thöricht. Er rieth mir, das Bad nur mäßig zu gebrauchen, das Wasser jeden Morgen zu trinken und mich den Zerstreungen und Vergnügungen hinzugeben. Sobald ich durch dieses Verhalten mich etwas werde gestärkt haben, würden die Wunden zuheilen, und so würde ich nach etwa vierzehn Tagen meine Kur beenden können. Aus verschiedenen Gründen, die sich theils auf das Zutrauen zu meinem vormaligen Leibarzt Keller, theils auf die in meinem Geldbeutel bald eintretende Ebbe, theils auf den Wunsch, bald wieder nach Hause zu kehren, stützten, beschloß ich, die Rathschläge des Dr. Keller zu befolgen. Bei meiner Zurückkunft, sagte er, sollte ich noch das Schwabacher Wasser mit Kuhmilch trinken und mir viel Bewegung geben.

Dienstag morgens (25. Juli) trat ich mit Hrn. Provisor Denzler die Reise von Frauenfeld nach Zürich an. In Töß mieteten wir ein Wägelchen und fuhren nach Zürich. Dort wollte ich einige Herren und Freunde aufsuchen, traf aber keinen, weil sie in den Ferien verreist waren. Die Stadt kam mir deshalb fürchterlich öde vor; darum pilgerte ich auf der Straße nach Baden weiter; die Luft war mit Nebel angefüllt und die Aussicht deswegen beschränkt, und mein Kopf wegen des wenigen Schlafes, den ich die vorige Nacht genossen, etwas schwer. Endlich weckte der Anblick eines ganz von rothen Steinen gebauten Häuschens meine Aufmerksamkeit; es stand über der Thür desselben folgende Inschrift:

Ein großer rother Ackerstein,
 In manches Stück zerbrochen klein
 Durch Menschenhand und Pulvers Gwalt,
 Macht jezund dieses Hauses Gestalt.
 Vor Unglück und Zerbrüchlichkeit
 Behüt' es Gottes Gütigkeit! 1674.

Ein Bauer versicherte mich, der Stein sei so groß gewesen, daß man noch ein zweites Haus dieser Größe hätte bauen können. Ich wußte nicht, ob ich den sonderbaren Einfall des Erbauers bewundern oder belächeln sollte. Mir wäre es ganz einerlei, ob mein Haus aus einem oder aus mehreren Steinen gebaut wäre, wenn es sich nur gut darin wohnen ließe; aber die Welt hat nun einmal ihre Freude an Sonderbarkeiten und ist stolz auf Dinge, die keinen andern Werth haben, als daß sie einzig in ihrer Art sind.

Die Wolken zertheilten sich, und heiterer Sonnenschein verschönerte den Abend; ich aber wäre bald müde geworden, und statt zu singen, gähnte ich vor mir her. Daher trat ich in das Wirthshaus zu Weiningen, zwei Stunden von Zürich, ein und nächtigte dort. Erst eine Stunde von da, in Würenlos, frühstückte ich etwas an andern Morgen und setzte dann meinen Weg in Gesellschaft eines Bürgers von Gopau, welcher die Geschichte des bekannten unglücklichen Kirchensturzes samt der Predigt hausierend verkaufte, weiter nach Baden fort. Dort trat ich in den Gasthof zum Bären bei den Bädern ein; aber ich mußte bis zum Nachmittag warten, ehe ich das Zimmer, das Hr. Dorrer für mich bestimmt hatte, benutzen konnte. In den ersten Tagen meines Aufenthaltes zu Baden nahm ich den Umstand, daß ich einen Bürger von Güttingen der Bade-Armen-Kommission empfohlen hatte, zum Anlaß, die Einrichtungen für die Armen kennen zu lernen. Diese Anstalten, die Armen und Nothleidenden zu unterstützen, waren vortrefflich und verdienten den Stiftern unsern Dank. Jeder Arme, er mochte kommen, woher er wollte, wurde, wenn er ein Armuthszeugniß mitbrachte, aufgenommen

und erhielt nicht bloß die Erlaubnis, das Bad zu gebrauchen, sondern auch Wohnung und Kost ganz unentgeltlich.

Während der Kur machte ich mir möglichst viel Bewegung auf Spaziergängen in Badens Umgebungen. Eines Nachmittags suchte ich die Einsiedelei auf, von der mir die Kurgäste gesprochen hatten. Ich kannte den Weg nicht; denn statt längs des Waldes zu gehen, gerieth ich in den Wald hinein, dann auf die Höhe und merkte nun erst, wo ungefähr die Einsiedelei liegen müsse, begann deshalb den Berg hinunter zu klimmen durch Dornen und Steine und strengte mich dabei so sehr an, daß ich in starken Schweiß gerieth. Endlich gelangte ich zu einem ziemlich wilden Waldbach, der sich tief in einen Felsen eingefressen hatte und einige Wasserfälle bildete. Hier, dachte ich, ist's romantisch; dies ist wohl der Ort, wo der Einsiedler gewohnt haben muß; allein ich fand die Hütte noch nicht. Erst als ich dem Bache entlang aus dem Walde herauskam, sah ich auf der linken Seite einen Haufen Steine, die Ueberbleibsel der Einsiedelei. Noch vor wenigen Jahren hatte der Einsiedler hier gelebt und viel Besuch von den Badegästen bekommen. Er vergaß aber sein Gelübde, tanzte und küßte wie ein Bube und gab verliebten Paaren für gute Bezahlung in seinem Hüttchen Unterschlupf und Sicherheit. Er wurde daher aus seiner Siedelei vertrieben und seine Hütte zerstört.

Mit dem Baden hatte ich ein paar Mal Pech. Von einem Ausflug kamen wir einmal erst des Nachts in unsern Gasthof zurück; ich hatte also die Badezeit versäumt. Nichtsdestoweniger gieng ich geschwind ins Bad hinunter, um zu sehen, ob es noch nicht geleert sei. Es war noch voll. Schnell holte ich ein Licht, suchte mein Badehemde, lief hinunter, zog mich aus, setzte mich hinein, und siehe! es war ganz trocken und wasserlos. Der Bader hatte unterdessen das Wasser abgezapft.

Nicht besser gieng es mir am Sonntag Morgen. Um früh, bevor die Hitze komme, einen Spaziergang machen und dann die

Kirche besuchen zu können, stand ich um 5 Uhr auf und wollte ein Bad nehmen, fand aber schon jemand drin sitzen. Ich fieng an zu lärmen und sagte, es sei mein Bad. Der Mensch im Bade entschuldigte sich, man habe ihm dieses angewiesen. Ich gieng hinaus, indem ich meine Wäsche dort ließ, und beklagte mich bei dem Bader mit starken Vorwürfen. Er entschuldigte sich mit dem Mangel an Bädern und tröstete mich damit, der Herr im Bade sei nichts weniger als ein gemeiner Kerl. Nun, dachte ich, so baden wir gemeinschaftlich oder der Bader muß mir ein anderes Bad zurichten. Allein der Fremde hatte unterdessen die Thür der Zelle geschlossen und wollte mich nicht hineinlassen und mir auch mein Badhemde nicht herausgeben. Ich mußte also nolens volens warten, bis es ihm beliebte, herauszugehen. Unterdessen kam ich doch noch zur rechten Zeit in die Kirche. Hier lernte ich meinen Bade=Usurpator kennen: es war Herr Böhni von Berlingen!

Namhafte Personen traf ich diesmal nicht, außer den Dichter Albr. Fröhlich von Brugg, der mit mir in Zürich studiert hatte, und den Dekan Sohm von Waldshut, der eine Geschichte von Waldshut in Arbeit hatte.

Ich spürte in meinem Arm und in meinem Finger schon bedeutend mehr Kraft als vorher und machte mich nach vierzehntägiger Kur am 9. August auf den Heimweg über Zürich, Frauenfeld, Tuttweil nach Göttingen, wo ich am 13. eintraf. Ganz hergestellt war ich noch nicht; ich fühlte mich aber ziemlich wohl und bekam ordentlich Lust zum Essen durch den Gebrauch des Schwalbacher Wassers. Frau und Kind traf ich gesund und munter.

In diesem Jahre hielt ich abermals einen Vortrag in der st. gallischen naturforschenden Gesellschaft und zwar über die Geschichte des Torfes in der Schweiz. Vor 100 Jahren, sagte ich, habe man in der Ostschweiz den Torf noch nicht gekannt. J. J. Scheuchzer habe zuerst seine Waterstadt Zürich bei der Steigerung

der Holzpreise auf den Torfbau aufmerksam gemacht. Zu Küschlikon am Zürcher-See sei der erste Torf gegraben worden; doch habe Vorurteil und Gewohnheit sich noch lange gegen die Benutzung desselben gesträubt. Von Zürich habe sich das Torfgraben in andere Theile der Schweiz verbreitet, und die Erfahrung, daß die Torfasche ein Düngmittel sei, habe nicht wenig zur günstigen Aufnahme beigetragen. Obervogt Wüst zu Wellenberg sei der erste gewesen, der im dritten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts auf seinen Gütern im Thurgau den Torf aufsucht, aber, durch mancherlei Schwierigkeiten genöthigt, wieder habe davon abstehen müssen. Glücklicher sei Obervogt Füzli in Pfyn gewesen, der den Torf als Brennmaterial und Düngungsmittel mit so entschiedenem Vortheil benutzte, daß er überall von den Gemeinden um Rath und Anleitung angegangen worden sei. Seitdem betreibe man das Torfgraben in vielen Gegenden des Thurgaus zu großer Holzersparnis.¹¹⁰⁾

Auf Martini nahm ich vier Knaben von Tuttwyl, darunter meinen Bruder Johannes (geb. 28. Juni 1807), als Pensionäre ins Pfarrhaus; ich unterrichtete sie fleißig im Französischen, Deutschen und besonders in den Realien. Sonst kam in diesem Jahre nichts weiter Bemerkenswerthes vor; das Leben verlief in seinem gewöhnlichen Gange.

1821.

Noch im letzten Jahre, als ich in Zürich studierte, waren dorthin zwei jüngere Landsleute, Thomas Bornhauser und Kaspar Mörliker gekommen, um auch ins Collegium Carolinum einzutreten. Der erstere, wegen seiner Schulkenntnisse, die er mit einem guten Mundstück zu verkaufen wußte, frühzeitig gefeiert, bekam die Stipendien gleichsam angeschmissen; der letztere, dem Artisten Sulzberger, ich weiß nicht aus welchem

¹¹⁰⁾ Das Material zu diesem Vortrag fand P. in Fäsis Geschichte der Landgrafschaft Thurgau, Anhang. Abgedruckt in diesen Beiträgen Heft 24 (1884), S. 9—18.

Grunde, nicht recht genehm, mußte sich schwer durcharbeiten. Jener, eine von Haus aus mehr burleske Natur, besaß äußere Gaben, die ihn bei Studenten beliebt machten; dieser, mehr bescheiden und schüchtern, verkehrte in Zürich in guten Familien und war bald mit den Verhältnissen eines gebildeten Gesellschaftslebens vertraut. Bornhauser verließ Zürich mit einem Akt, der Aufsehen erregte. Er berichtete die Thatfachen an seine heimathliche Behörde freilich etwas gefärbt und schrieb unterm 14. Februar 1821, daß er vom theologischen Examen in Zürich sei abgewiesen worden, weil er durch einige geringfügige Verletzungen der Schulgesetze seine Professoren gegen sich aufgebracht habe. Dagegen gab er zu, daß er bei Eröffnung der Wegweisung, von Unwillen ergriffen, vorgetreten sei und ausgerufen habe, er appelliere an die Zeit; diese möge entscheiden, ob es ihm zur Schande gereiche, zurückgewiesen worden zu sein, oder seinen Richtern.¹¹¹⁾ Mag man nun auch das Benehmen der Professoren, wie Bornhauser wiederholt es darstellte, kleinlich finden, so war es doch immerhin eine Schnödigkeit von einem Schüler, seinen Lehrern auf diese Weise zu begegnen. Diese Auffassung hatte auch der thurgauische Kirchenrath; denn er äußerte dem zürcherischen Schul-Convenc in einem Schreiben sein Bedauern über dieses Benehmen Bornhausers. Doch stellte es die Behörde weniger als eine Äußerung seines stark entwickelten Selbstbewußtseins denn vielmehr als einen unbesonnenen Jugendstreich dar, und da sie ihm die Carriere nicht verderben wollte, nahm sie ihm am 19. Juni ein Nachexamen in Dogmatik, Moral und Homiletik ab, das er zur allgemeinen Zufriedenheit bestand. Er übernahm dann in Weinfelden die Provisor-Stelle, welche durch den Weggang Kaspar Zehnders

¹¹¹⁾ Ein ähnliches schnödes Wort hatte einst (1749) der schuldbewußte Lessing seinem frommen Vater an den Kopf geworfen: „Die Zeit soll lehren, ob der ein besserer Christ ist, der die Grundsätze der christl. Lehre im Munde hat 2c. 2c.“, ein Wort, das von manchen Litterarhistorikern immer noch als besonders genial hervorgehoben wird.

von Schaffhausen erledigt worden war. Ein Jahr später bestand Mörkofer sein theologisches Examen ehrenvoll in Zürich und wurde dann der Nachfolger Denzlers im Provisorat zu Frauenfeld.

Meine Frau konnte sich als Appenzellerin nicht recht in das thurgauische Dorfleben schicken. Die Straßen waren sehr schlecht; wenn es daher regnete, so entstand ein entsetzlicher Roth in den Gassen, also daß man durch das Dorf wie durch einen Sumpfwaten mußte mit Gefahr, alles was man angezogen hatte, zu ruinieren. Unsere Milch, die wir zum täglichen Bedarf brauchten, hätten wir wohl von den vermöglicheren Bauern erhalten können; allein die wollten kein Geld dafür in Empfang nehmen, und uns war es natürlich nicht angenehm, in solcherlei Verbindlichkeiten mit den Pfarrkindern zu gerathen. Die ärmern hingegen bedurften ihre Milch selbst. Wir sahen uns unter diesen Umständen genöthigt, eine Kuh zu halten und überhaupt eine kleine Oekonomie zu machen, deren Besorgung durch die Magd mancherlei Unannehmlichkeiten mit sich brachte. Es stand uns außerdem noch etwa eine halbe Zuchart Reben zur Benutzung. Mit den Geschenken, die uns von unsern Pfarrkindern dargereicht wurden, gerieth meine Frau ebenso sehr in Verlegenheit, als daß sie Freude darüber empfand; sie hätte lieber selbst geschenkt, als daß sie Geschenke empfangen sollte.

Nun war schon das Jahr zuvor die Helferstelle in Bischofszell erledigt worden, dadurch daß der bisherige Diakon, Jakob Sauter, die Pfarrei Salmisach übernommen hatte. Diese Stelle hätte mir gepaßt. Oekonomisch stellte ich mich zwar ziemlich gleich. In Güttingen bezog ich an jährlicher Baarbesoldung 450 Gulden, dazu an Brennholz etwa 50 Gulden, also zusammen etwa 500 Gulden. In Bischofszell trug die Helferei auch jährlich 500 Gulden ab. Allein ich konnte dort noch die Schloßpredigerstelle in Hauptweil damit verbinden, welche jährlich 27 Louisd'or (300 fl.) eintrug. Seit 1664 bejaß nämlich die st. gallische Familie Gonzenbach Schloß und Gerichtsherrschaft

zu Hauptweil (als Fideikommiß) und hatte 1693 von den dem Thurgau regierenden Orten die Bewilligung erhalten, im Schloß daselbst für sich eigenen Gottesdienst zu halten, ihre Kinder taufen und die Verstorbenen auf ihrem Gute begraben zu lassen. Sie ließ immer noch an Sonn- und Feiertagen Gottesdienst halten, der gewöhnlich durch den Helfer aus Bischofszell versehen wurde, welcher nebst seiner Besoldung noch hübsche Honorarzen dafür empfieng. Für mich aber hatte die Helferstelle in Bischofszell ganz besondere Annehmlichkeiten, die mich verlockten. Ich hatte nur Sonntags um halb 7 Uhr eine Frühpredigt und außerdem in der Woche noch eine Predigt zu halten, also recht viel Muße für wissenschaftliche Arbeiten. Außerdem war Bischofszell ein kleines Städtchen, in welchem man mehr Umgang mit gebildeten Leuten haben konnte.

Wegen der Bewerbung hatte ich mich im August des Jahres zuvor an den Antistes Sulzberger gewendet; der aber hatte mir geschrieben, man hege in Bischofszell die Absicht, die Helferstelle aufzuheben und einstweilen mit der Pfarrstelle zu verbinden, um dadurch den geschwächten Kirchenfonds sich wieder etwas erholen zu lassen. Deswegen habe die Regierung das vakante Diakonat noch nicht ausgeschrieben. Doch sei das alles nur Gerücht. In der That wartete die Regierung mit der Ausschreibung der Helferstelle, die nun doch belassen wurde, wie sie war, bis zum Frühjahr 1821. Bis zum ersten Mai meldeten sich außer mir noch Vogler und Maron. Das Vorschlagsrecht stand bei der Gemeinde. Aber nun hieß es wieder, die Stadt- und Landbürger von Bischofszell seien wegen dieses Vorschlagsrechtes mit einander in Streit gerathen, indem die Stadtbürger dasselbe für sich allein in Anspruch nehmen, die Landbürger ihnen dies aber nicht zugestehen wollten. Ich wurde darüber fast ungeduldig und hätte meine am 24. April gestellte Anmeldung bald zurückgezogen; allein bei näherem Überlegen fand ich besser, es gehen zu lassen, wie es gehe.

Endlich am 13. Juni schlug die Kirchengemeinde mich und Bogler für die erledigte Stelle vor, und am 15. Juni wählte der Kleine Rath mich zum Helfer oder Diakon in Bischofszell. Sofort sollte dann die erledigte Pfarrstelle in Güttingen ausgeschrieben und ich der Gemeinde zu Bischofszell durch den Kapitels-Vorstand vorgestellt werden. Für das regiminelle Wahldekret hatte ich einen Louisd'or zu bezahlen. Meine Ernennung zum Schloßprediger in Hauptwyl erfolgte am 4. Oktober und erhielt am 9. die landesherrliche Bestätigung.

Am 28. Oktober hielt ich die Abschiedspredigt in Güttingen, nachdem ich drei Monate weniger als vier Jahre daselbst Pfarrer gewesen war. Noch schwach und halb krank am Körper und noch ungeübt im Predigen war ich als Vikar zu Anfang Februars 1818 in die Pfarrei gekommen. Manches harte und lieblose Urtheil mußte ich am Anfang über mich hören, da die Leute, durch die ausgezeichnete Beredjamkeit meines Vorgängers verwöhnt, ähnliche Leistungen von mir erwarteten. Allmählig gieng es mir besser. Meine Gesundheit erholte sich, und ich fühlte neue Kraft, neuen Muth. Mit manchem unzweideutigen Beweis gab mir die Gemeinde zu erkennen, daß sie meinen guten Willen erkenne, und so hätte sich hoffen lassen, daß Gemeinde und Seelsorger noch lange in friedlicher Eintracht zusammen bleiben würden. Allein Gründe, die schon manchen meiner Vorfahren nöthigten, einen andern Wirkungskreis zu suchen, Gründe, denen abzuhelpen die Gemeinde sich nicht fähig oder nicht verpflichtet glaubte, haben auch mich gezwungen, eine andere Stelle zu suchen, die freilich in mancher Beziehung etwas beschwerlicher war, mir es aber eher möglich machte, in der Zeit meiner Jugendkraft für das irdische Wohl der Meinigen zu sorgen.

Geboren wurden während meiner Amtsdauer in Güttingen 113 Kinder, konfirmiert 51, beerdigt 95 Personen, kopuliert 32 Paare.